

# Monatshefte für Deutschen Unterricht

Formerly Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik

Official Organ of the German Section of the Modern Language  
Association of the Central West and South

VOL. XXIX

OCTOBER, 1937

NO. 6

## THOMAS MANNS JOSEPH IN AEGYPTEN

HERMANN J. WEIGAND, *Yale University*

Der dritte Band der Josephdichtung trägt auf seinem Titelblatt die Bezeichnung, „der dritte Roman“, wie auch die beiden vorausgegangenen Bände als für sich bestehende Romane einer Reihe angesehen sein wollten. Man könnte diese Bezeichnung beanstanden im Hinblick auf die Tatsache, daß in dieser Reihe ja nicht nur eine Fülle von Begebenheiten erzählt werden, die durch die Person des Helden miteinander verknüpft sind, sondern eine „Handlung“, in der die Begebenheiten sich zu sinnvoll verbundenen Gliedern eines nach innerer Gesetzmäßigkeit verlaufenden Menschenschicksals zusammenfügen, in welchem einem zweimaligen Sturz in den Abgrund ein zweimaliger Wiederaufstieg bei neuem und erweitertem Lebenskreise entspricht. So eng hängen in der Tat diese „Romane“ zusammen, daß eine im ersten Kapitel des ersten „Romans“ vom jungen Joseph vorgetragene, aber wegen Unachtsamkeit des sorgenbeschwerten Zuhörers abgebrochene Anekdote (I, 42) im zweiten „Roman“ zu Ende erzählt wird (II, 18), nachdem man, sozusagen, über etwa 370 Seiten weg auf die Pointe des Histörchens gewartet hat. Wie dieser auf die Spitze getriebene Fall veranschaulicht, bilden diese „Romane“ ein solches Ineinander der verarbeiteten Motive neben ihrem unumgänglichen Nebeneinander, daß der Eindruck der Dichtung als gegliederten Gesamtwerks den der Selbständigkeit der Einzelpartien weit überwiegt. Wenn aber von gesonderten Romanen in diesem Zusammenhang überhaupt die Rede sein kann, so verdient der vorliegende Band diesen Namen vorzugsweise; der Wechsel des Schauplatzes, unsere und des Helden Hinabversetzung nach Ägyptenland, bildet einen so radikalen Einschnitt, ein so grundsätzliches Wiederaufbeginnen des Sichzurechtfindens in einer fremden Welt, daß wir, nachdem wir vorher schon Erstaunliches in der Anpassung an uralte Denkgewohnheiten und fremde Landschaft geleistet zu haben meinten, uns in diesem Ägypten von neuem als Abc-Schützen einer bizarr fremden Exotik auf der Schulbank finden. Selbstverständlich schwingen auch hier die Motive der ersten zwei Bände nach, die des zweiten Bandes zumal, aber sie tönen aus solcher Ferne in eine so neuartig anmutende Musik hinein, daß man, verwirrt und benommen vom Gegenwärtigen, oftmals mit zagem Ohr den Raum abtastet nach verloren schwebenden Anklängen an tief Vergangenes.

Das alte Ägypten tut sich uns auf in diesem Roman, dieses Wunderland mit seiner einzigartigen, Nil-bedingten Ökonomie und seinen drei Jahreszeiten, mit seiner Militärmacht und seinen Herrschafts- und Verwaltungsproblemen, seiner vielfach gestuften sozialen Gliederung, seinem starren, doch überaus

nüancierten Formalismus, seiner Schreiberkultur, seiner priesterlichen Wissenschaft und Theologie, seinem Götter- und Totenkult, seinem hochentwickelten Kunsthandwerk, seinen raffinierten Toilettekünsten, seinem üppigen Komfort der Lebensführung, seiner Literatur, seiner Bildkunst, seinen prangenden Palast- und Tempelbauten und seinen überwältigenden Riesen- und Denkmälern bereits vergangener Kulturepochen. Es tut sich uns auf mit all den Spannungen seines öffentlichen Lebens, den geographischen Spannungen zwischen Norden und Süden, Spannungen zwischen der Wiege der Macht und dem ausgebreiteten Reich, zwischen der Hauptstadt und der Provinz, zwischen alt Erstarrtem und neu auf Geltung Pochendem, zwischen Ausländerei und Konservativismus, zwischen alten und neuen Göttern — Lokal- und Göttern, die sich anstrengen müssen, ihre kultische Rolle ungeschmälert weiterspielen zu dürfen, und ausdehnungsbestrebten Allgöttern, die ihre Dogmen nach Maßgabe der Lage entweder auf klug verbindliches Entgegenkommen einstellen oder ihren machtgestützten Ausschließlichkeitwillen schroff proklamieren; Spannungen zwischen alter und neuer Sitte, wo uralte geheiligt, in der Verehrung chthonischer Dunkelgottheiten wurzelnder Brauch durch neue, den Lichtgöttern verbundene Sitte verdrängt und schon leise als Greuel empfunden zu werden beginnt; Spannungen auch zwischen weltlicher und geistlicher Macht, zwischen Kirche und Staat.

Ein historischer Roman im landläufigen Sinne ist der *Joseph in Ägypten* trotzdem nicht. Das wäre, trotz des zuweilen fast erdrückend anmutenden Aufwandes an Gelehrsamkeit, der in den Vorarbeiten steckt, nicht Thomas Manns Sache. Die unerhörte Akribie, mit der das Kulturbild des alten Ägypten, sagen wir vorsichtigerweise: die Illusion seiner Authentizität, heraufbeschworen wird, kann bei Thomas Mann nicht Selbstzweck sein. Diese Meisterschaft ist bloß ein Mittel, das höheren Zwecken dient. Den Schlüssel zur Deutung dieser unheimlich genauen Ausmalung des Rahmens, in dem die Geschichte Josephs spielt, gibt uns ein Wort in die Hand, das in Thomas Manns Aufsatz, *Goethes Laufbahn als Schriftsteller*, steht. „Das Wunderbare“, heißt es dort, „ist die gewaltige Intelligenz darin. Der Verstand dieses Mannes ist ein so mächtiges Lösungsmittel, daß die vergangenen und das jetzige Zeitalter, ihre Religionen, Politiken und Denkungsarten, sich darin zu Urtypen und Ideen auflösen.“<sup>1</sup> Das ist ein Emersonzitat, die weltumspannenden Interessen des alten Goethe bezeichnend, aber Thomas Mann hat jedenfalls gewußt, warum ihm dieses Wort so einprägsam und des Aufzeichnens würdig erschienen. Wie er in jenem Goetheaufsatz grundsätzlich überhaupt diejenigen Seiten Goethes hervorhebt, mit denen er die eigene Lebensführung und Schicksalslinie als verwandt empfindet, so hat er gewiß in diesem Ausspruch Emersons die Prägung gespürt, die den Sinn seines eigenen Versuches, den ungeheuren Stoff auf vorbildliche Weise zu meistern, auf die klassische Formel bringt. Denn das ist der Sinn des *Joseph* überhaupt, daß sich in ihm die vergangenen und das jetzige Zeitalter, ihre Religionen, Politiken und Denkungsarten, zu Urtypen und Ideen auflösen. Nicht um die einmaligen, lokal bedingten Spannungen des alten Ägypten geht es ihm

<sup>1</sup> *Leiden und Größe der Meister*, (S. Fischer Verlag, Berlin, 1935), S. 55.

in letzter Linie, sondern um Spannungen und Lebensäußerungen, die in verwandelten Formen in jedem Kulturzeitraum und jedem Kulturgebiet wiederkehren. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ Wie schon in hellstichig vorahnender Weise dieses *Faustwort* seine *Buddenbrooks* leitmotivisch durchzieht, so ist ihm auf gereifter Altersstufe das Gleichnishafte alles Vergänglichen immer mehr in den Mittelpunkt seiner Schau gerückt, und man muß der Art dieser Schau Rechnung tragen, um über dem verwirrend bunten Gewande seiner Erzählung den tiefen Sinn darin nicht zu übersehen. Denn wie die Gestalten und Situationen des Romans sich als wiederkehrende, vielfach abgewandelte Verkörperungen typischer Urbilder geben, so will auch die ganze politisch-sozial-theologische Verfassung des ägyptischen Hintergrundes als eine Abwandlung typischer, ewig wiederkehrender Spannungen und Probleme im Völkerleben nachempfunden werden. Nicht als ob es sich dabei um geheime Anspielungen auf aktuellste Spannungen der politischen Gegenwart handelte; solche mögen dabei zwar gelegentlich mitunterlaufen,<sup>2</sup> doch würde der Leser, der das schielende Auge grundsätzlich auf solche Zusammenhänge einstellte, kaum auf seine Rechnung kommen.

Um ein Beispiel dieser Typik zu geben: Der Abschnitt, überschrieben „das lehrhafte On“, bringt uns Aufschluß über eine sehr große Gottheit Ägyptens, den Atum-Rê, oder vielmehr über das Denken seiner Priesterschaft, die an der Hauptkultstätte dieses Gottes die Entwicklung der reinen Lehre sich angelegen sein läßt. Wir sehen hier die monotheistische Idee im Werden. Diese Hausbetreter, Spiegelköpfe, Glatzköpfe, wie die Priester abwechselnd bezeichnet werden, sind „sehr stark im Zusammenschauen“ (95). Ihre Lehre läuft darauf hinaus, daß es im Grunde nur zwei Hauptgötter gebe, den Gott der Lebenden und den Gott der Toten, den Gott des Tages und den der Nacht. Diese beiden aber seien, genau genommen, ebenfalls identisch. Das wird unter Hinweis auf das gleichschenklige Dreieck einleuchtend auseinandergesetzt, dessen Figur die Tempelanlage beherrscht, die mit augenfälliger Symbolik in die Spitze des Nildeltas hineingepaßt ist. Wer fühlte sich dabei nicht erinnert an die analogen Bemühungen der christlichen Welt um das Trinitätsdogma! Doch gibt es weitere Berührungspunkte: die Priesterschaft des Atum-Rê bringt das Kunststück der Zusammenschau zuwege, ohne jemanden dabei zu kränken, es gelingt ihr „ungeachtet ihres identifizierenden Bestrebens die tatsächliche Vielheit der Götter Ägyptens unangetastet zu lassen“ (96). Ganz der katholischen Praxis entsprechend, denkt man dabei, dem Gewimmel von Lokalheiligen. Anderwärts indessen regt sich der Widerstand gegen diese tolerante Art der Zusammenschau. „Sie hätten Schule damit gemacht,“ sagten die Priester. „Überall werde neuerdings zusammengeschaut und gleichgesetzt, aber eben doch nur auf schülerhafte und linkische Weise, nicht in dem rechten Geist, nämlich ohne Geist und statt dessen vielmehr mit gewaltiger Plumpheit“ (96-7). Denn der Hauptgott im Süden des Landes, Amun, gebare sich nun auf solche Weise, als hätte er den Atum-Rê „besiegt und verzehrt und sich einverleibt“

<sup>2</sup>Im ersten und zweiten Bande ist der Verlauf der Geschichte ergiebiger an Anklängen, die die Randbemerkung „1933!“ rechtfertigen würden.

— eine radikalere Spielart der Tendenz auf den Monotheismus hin, wie man sieht, und in seinem Wesen dem Protestantismus verwandter. Das Typisch-Ewige an diesem Konflikt ist natürlich, daß sich bei jeder Bemühung, das Mysterium auf eine rationale Formel zu bringen, dialektische Gegensätze entwickeln; typisch ist hinwiederum, daß der Gott des Südens, in der Hauptstadt des Reiches thronend und zudem auf eine ihm unmittelbar unterstehende „lanzenstachlichte Kriegsmacht“ gestützt, mit seinen Einheitsansprüchen brüsk auftrumpft, wogegen der Hauptgott des Nordens, dem die reale Macht längst entglitten und nur das moralische Übergewicht ehrwürdiger Tradition geblieben ist, es mit diplomatisch kluger Konzilianz versucht. In diesem, den gegenwärtigen Zustand des Reiches kennzeichnenden Gleichgewicht weltlicher und geistlicher Macht im Süden liegen übrigens die Keime drohender, wiederum überaus typischer Konflikte zwischen Kirche und Staat um die Vorherrschaft, eine Spannung, die, wenn uns nicht alles täuscht, im künftigen Bande zu scharfen Zusammenstößen führen dürfte; denn die Charakterrolle des großen Beknechters, des machthungrigen Oberpriesters der Hauptstadt, der alle Belange dem politischen Aspekt bedenkenlos unterordnet, ist zu sorgfältig vorbereitet, als daß ihm nicht ein wichtiger Anteil am künftigen Spiele vorbehalten sein sollte. — So wie in der hier berührten Sphäre geht es in dem ganzen Romane um Vorgänge gleichnishafter Bedeutung, die ihr Widerspiel immer wieder finden, auch in der Gegenwart.

Mit diesem immer am Typischen haftenden Blick, der zugleich die Einmaligkeit der Erscheinung bis ins Letzte aufzufangen bemüht ist, gelingt es Thomas Mann, den anderthalb Seiten langen Bericht der Genesis, von Josephs Ankunft in Ägypten bis zu seinem Sturz, zu einem Roman von 750 Seiten aufzuschwellen. Es wird einmal eine reizende Aufgabe für die Forschung sein, den *Joseph* auf seine Quellen hin zu untersuchen, eine Aufgabe, die eine enorme Belesenheit in vom Alltag weit abliegenden Dingen voraussetzt. Für unsern Band wird sich der Forscher wie in der orientalischen Religionsgeschichte im Allgemeinen so in der ägyptischen Altertumskunde im Besonderen, die Sprache mit eingeschlossen, als bewandert ausweisen müssen; er wird dazu die gesamte persisch-arabische Tradition, den *Joseph* betreffend, beherrschen müssen — ein literarischer Stoff von stattlichen Ausmaßen, umfängliche Dichtungen von Firdusi und Dschami einschließend, ein Stoff, der überdies die malerische Phantasie des Ostens sehr stark beschäftigt hat, wie Thomas Mann einmal anmerkt (672). Für die früheren Bände kommt einmal noch die umfangreiche hebräische Literatur hinzu, die das knappe Gerüst der Genesis kommentierend umrankt (I, liv), der Talmud, mutmaßlich, vor allen Dingen; und das wunderbare Vorspiel schließlich beruht auf der Verarbeitung der gnostisch-manichäischen Geheimlehre und der esoterischen Alchemie (I, xlv), der Inbeziehungsetzung dieses Stoffes zu geistfeindlichen Richtungen der Gegenwart, wie der Philosophie von Ludwig Klages, zu geschweigen. Eine Aufgabe so umfassender Natur also, daß es lange dauern dürfte, bis sich jemand findet, der ihr gewachsen ist.

Einstweilen wird sich wenig darüber sagen lassen, in welchem Maße Thomas Manns gestaltende Phantasie seinen Vorgängern konkrete Anregun-

gen verdankt für alles das namentlich, wofür der biblische Bericht nicht die Spur eines Anhaltspunktes bietet. Für die Schilderung des blutig endenden Gastmahls, das Potiphars Gattin ihren Freundinnen gibt, verweist Thomas Mann ausnahmsweise ausdrücklich auf persische Quellen, wenn auch mit einer Verschlagenheit, die an Wolfram erinnert. Beruft er sich doch zur Gewähr für die Authentizität jener bizarren Szene auf den um drei Jahre zurückliegenden Traum der Frau (673), in dem die blutige Pointe des Gastmahls bereits vorgebildet ist (441 f.). Die Kunde vor diesem Traum aber hat Thomas Mann allem Anschein nach bloß aus dem Schacht seiner Phantasie heraufgeholt. Der ganze Echtheitsbeweis ist also ein Musterbeispiel romantischen Gaukelwerks! Der phantastische Traum seiner Entrückung durch die Lüfte dagegen, den Joseph im zweiten Bande dem kleinen Benjamin erzählt (II, 89 f.), hat, wie mir zufällig bekannt ist, in einem stehenden Motiv orientalischer Mystik, der „Himmelsreise“, sein Vorbild. Von gewissen Höhepunkten der Erzählung wissen wir dagegen genau, daß sie Thomas Manns ausschließliches Eigentum sind: so steht an der Schwelle der ersten, schicksalsträchtigen Begegnung Josephs mit Potiphar die Bemerkung, es stehe nun eine Unterhaltung bevor, „deren in keiner der mannigfachen Darstellungen dieser Geschichte, weder der morgen- noch der abendländischen, auch nur gedacht wird und von der weder die prosaischen noch die in Versen abgefaßten etwas zu melden wissen — so wenig wie von zahlreichen anderen Einzelheiten, Genauigkeiten und sichernden Begründungen, die zutage zu fördern und den schönen Wissenschaften einzuverleiben, unsere Version und Fassung sich rühmen darf“ (273-4). Dieser Hinweis bestärkt uns in der ohnehin naheliegenden Vermutung, daß auch Potiphars „Hofämtlichkeit“, die diskrete, aber in den mannigfachen Abwandlungen des Wortes unmißverständliche Umschreibung für sein Eunuchentum,<sup>3</sup> Thomas Manns freie Erfindung ist. Potiphars körperliche Verfassung aber und ihre Einwirkung auf sein Seelenleben hat für den *Joseph in Ägypten* die Bedeutung des schöpferischen „Aperçu“, das die ganze psychologische Entwicklung der Dinge in Potiphars Hause bedingt. Ohne die Tatsache, daß Potiphar bloß Titelgatte der Mut-em-enet ist, wäre diese nicht Jungfrau geblieben, und die ganze Darstellung ihrer verzehrenden Liebesqual als eines späten, umso gewaltsameren Ausbruchs ihres unterbundenen Trieblebens, fiel dahin; fast die ganze zweite Hälfte des Romans also, die großzügig angelegte Pathographie einer ins Manische gesteigerten Leidenschaft. Aus diesem „Aperçu“ ergeben sich ferner solche Höhepunkte erzählerischen Könnens wie die Vorführung von Potiphars greisem Elternpaar in heimlichem Zwiegespräch, umkreist doch das schauerliche Raunen der putzig grotesken Alten gerade diesen dunklen, nachträglich in fragwürdigem Lichte erscheinenden Punkt ihres Eingriffs in das Leben des Sohnes, während dem stumm knienden Diener bei „ihrem Gekicher über das schnitzerhafte Schnippchen, das sie den Kindern geschlagen,“ die Augen aufgehen über die verschwiegenen

<sup>3</sup>Mit Wendungen wie „der Höfling, der Ämtling, der Hofämtling“ wird immer von seiten des Autors ausgebogen, bis endlich Dudus liebelose Brutalität mit dem Wort „der Hemling“ (633) ins Schwarze trifft und sie klanglich verdichtend zusammenfaßt.

Verhältnisse des Hauses, in das er hineingeraten, was ihm Gelegenheit gibt, sein Verhalten darauf einzustellen, wobei unsere Bewunderung für seine Klugheit und sein Zartgefühl sich die Wage halten. Dieselbe Grundverfassung ist der heimliche Punkt, der jenem anderen großen Gespräch, dem der beiden Gatten, den eigentümlichen Gefühlston aufprägt, die verborgenen Spitzen und Widerhaken der Rede, die den ganzen Verlauf der Redeszene bedingen. Auf derselben Grundverfassung beruht die instinktive gegenseitige Abneigung Potiphars und seines geschlechtlich normalen, aber seiner Normalität übernormal bewußten Kleiderbewahrers, des Zwerges Dudu, die sich für den Zwerg in unerwarteter Weise auswirkt, als er dem Herrn die von seiner Ränke beförderten Heimlichkeiten Josephs und der Herrin hinterbringt. Und auch die geradezu salomonische Gerechtigkeit Potiphars in der Fällung des Urteils, da die Wogen des öffentlichen Skandals ihn umbrausen, hat ihre Wurzel in der melancholischen Beeinträchtigung seiner Menschlichkeit. Die Fülle der Beispiele, die sich beliebig vermehren ließe, zeigt, daß von diesem Angelpunkte der Erfindung schöpferische Kräfte ausstrahlen. Dieser Angelpunkt allein hat die Umwandlung des schlichten Tatsachenberichts in den psychologischen Roman bewirkt. — Erfindung Thomas Manns ist jedenfalls auch die sympathische Gestalt des Meiers Mont-kaw: sein Abdankungswille, sein bescheidener Verzicht, das ganze Drum und Dran seines Sterbens berührt sich aufs engste mit Krankheits- und Todesmotiven des *Zauberbergs*, wo auch der Ergründung der Frage um das Primat des Seelischen bezw. Körperlichen so vielfältig nachgegangen wird. Erfindung Manns ist vermutlich auch das kontrastierende Zwergenpaar, dem ein Anflug des mechanisch-Marionettenhaften geblieben ist, das sich zuweilen grell von dem psychologischen Untergrund des Romans abhebt. Dagegen mag wohl die Abhandlung über die sieben Gründe von Josephs Keuschheit, die vergleichsweise öde anmutet, dem Versuch entsprungen sein, talmudische Tüfteleien in die eigene Stilform umzugießen. Was die Gestalt des Engels betrifft, dessen Auftrag schon im zweiten Bande einen eigentümlich frappanten Eingriff des Übernatürlichen in menschliche Schicksale darstellte, und der auch jetzt wieder seinen Schutzbefohlenen „in die Wege leitet“, gehorsam der Weisung doch mit pikiert sarkastischem Gebaren, wie es dem „Reich der Strenge“ entspricht, möchte man wissen, ob diese Engelcharge schon in der orientalischen Josephüberlieferung vorgebildet war, oder ob einfach die hebräische (I, liv), übrigens auch dem Mittelalter geläufige Vorstellung von der Widerhaarigkeit der englischen Sphäre gegenüber Gottes Absichten mit dem Menschentum die Anregung für die Erfindung einer höchst originell anmutenden Gestalt geliefert hat. Man möchte es wissen, wie so vieles andere, braucht es aber nicht, denn Quellenforschung und „passionierte“ Hingabe an das gestaltete Werk sind zweierlei.

Da wartet denn des Lesers, der in das Werk als gestaltetes Gebilde einzugehen und es zu durchdringen sucht, eine Aufgabe, die nicht weniger Geistesschärfe und fühlsame Wachheit als Einsatz verlangt, denn jedes beliebige Quellenstudium. Auch hier muß sich dieser Aufsatz mit wenigen andeutenden Bemerkungen begnügen. Wie die ersten beiden Bände ist auch

der *Joseph in Ägypten* in sieben große Hauptstücke gegliedert. Die Siebenzahl hat es Thomas Mann offenbar angetan, schon im *Zauberberg* ließ sie ihre magisch suggestiven Kräfte in mannigfachster Weise spielen.<sup>4</sup> Die ersten drei Hauptstücke, von annähernd gleicher Länge, schildern die Reise hinab, den Eintritt in Ägypten, die Fahrt stromaufwärts bis zur Hauptstadt; sie bringen die Erzählung bis zu dem Punkte, wo Joseph in Potiphars Haus verkauft wird. Von den nächsten zwei Hauptstücken, die schon bedeutend länger sind und einander räumlich entsprechen, ist das erste, das vierte also, von der Gestalt Potiphars beherrscht, während das fünfte Josephs Aufstieg und Gedeihen während seiner ersten sieben ägyptischen Jahre zum Gegenstand hat. Was endlich die letzten beiden Hauptstücke betrifft, die wieder zwei Hälften ausmachen, aber es in ihrem Gesamtumfang fast auf die Seitenzahl der fünf vorhergegangenen bringen, so trägt das sechste die Entwicklung von Mut-em-enets unseliger Leidenschaft vor, während dem siebenten das Hineilen auf die Katastrophe zu und der Sturz vorbehalten bleiben. In den ersten drei Hauptstücken überwiegt die epische Schilderung des landschaftlichen und kulturellen Hintergrundes, wogegen später eine ganze Reihe großer Dialoge die Erzählung dramatisch beleben. Indessen fehlt es auch zu Anfang nicht an bedeutsamen Gesprächsszenen (Joseph und der Minäer, Joseph und der Engel, u. s. w.), während hinwiederum weiter unten über Josephs verwalterische und ökonomische Aufgaben sehr eingehend Bericht erstattet wird. Die Gespräche sind auf Spannung hin angelegt, als Ersatz für das völlige Ausscheiden dieses Moments in bezug auf den Umriß der allbekannten Geschichte. Bei dem ersten, halb verabredeten, halb dem Zufall überlassenen Stelldichein Josephs mit der Herrin, z. B., folgt auf Josephs von gespielt erschrockenen Gesten begleitetes „oh“ und Mut-em-enets kühle Überraschung markierendes „ah“ (530) ein kommentierender Einschub von vier Seiten, um den beiden Zeit zu geben, wie man sagen möchte, sich zur Führung des Gespräches zu sammeln. Dieselbe Verzögerungstechnik wird auf höchst wirksame Art gehandhabt, als der Augenblick gekommen, da Mut-em-enet mit zerbissener Zunge dem Joseph ihr verführerisches Anliegen aller Umschreibung entkleidet entgegenlallt (608). Doch das Äußerste in dieser Hinsicht leistet fraglos das große Gespräch der Gatten, das weiter zurückliegt (444 f.). Man erinnert sich, Mut-em-enet hat Potiphar ihren Besuch ansagen lassen, in der Absicht, ihn aufzufordern, den Joseph aus dem Hause zu schaffen. Die Szene ist bereits bis zur siebzehnten Seite gediehen, ehe der Name des Sklaven Joseph zum ersten Mal flüchtig gestreift wird. Wieder vermeidet das Gespräch zwölf Seiten lang ängstlich den Gegenstand, auf den es ihm ankommt, ehe es sich an dem Namen Josephs festhakt, und erst nach weiteren neun Seiten ist die Frau so weit, ihre Forderung auszusprechen. Alle Mittel der Spannung dienen dem Wie der Erzählung, weil das Was von vorneherein feststeht. Darum kann es sich der Autor leisten, häufig erinnernd vorzugreifen, ohne dadurch die Lebendigkeit unserer Erwartung zu beeinträchtigen. Eben dieses Hin und Her zwischen

<sup>4</sup>H. J. Weigand, *Thomas Mann's Novel 'Der Zauberberg'*. (New York: Appleton-Century Co., 1933), p. 182.

epischer Illusion und nüchternem Wissen um den Verlauf der Geschichte bringt etwas Schwebendes in den Vortrag, das als romantische Ironie in ihrer legitimsten Sphäre anzusprechen ist. Auf dieses reizvolle Doppelverhältnis zum gegebenen Stoff zielen Sätze wie dieser: „Es zieht uns mächtig-unheimlich an, unsere Neugier danach, eine eigentümliche Art der Neugier, die alles schon weiß und nicht sowohl der Erfahrung als der Mitteilung gilt, ist lebhaft, und immer wieder versucht uns der Vorwitz, der herrschenden Feststunde voranzuschweifen“ (212).

Die Zahl der Personen, die im *Joseph in Ägypten* handelnd auftreten, ist im Verhältnis zu der Weite des abgesteckten Rahmens eher klein als groß. Sieht man von Nebenfiguren ab, unter denen etwa der Schreiber Chamat die Rolle des bloßen Figuranten ein wenig überschreitet, so bleiben weniger als ein Dutzend Gestalten: Joseph selbst, der Minäer, der ihn nach Ägypten führt, der Führerdienst tuende Engel, der Hausverwalter Mont-kaw, Potiphar, seine Gattin, das greise Elternpaar, die beiden ungleichen Zwerge, der Oberpriester Beknechons — dies sind die Handelnden; aber auch von diesen tritt nur eine kleine Gruppe in voller Plastik hervor, nämlich Joseph, Potiphar, die Herrin und bedingterweise noch der Minäer und Mont-kaw, die beide, wie es ihre untergeordnete Rolle verlangt, zum gegebenen Zeitpunkt vom Schauplatz abtreten. Von der einen Szene im Gartenhäuschen abgesehen, geistert das greise Elternpaar bloß im Hintergrunde; der „würdige“ Dudu und sein Gegenspieler, das „wispernde“ Gottliebchen mit dem „knittrigen“ Gesicht, bleiben trotz ihrer Geschäftigkeit doch bloß „Rollen“, und Beknechons wartet überhaupt noch, wie oben gemutmaßt, auf die ihm zugedachte Rolle.

Was Joseph anlangt, so entwickelt er sich während dieser zehn Jahre in der seiner Anlage gemäßen Richtung. Seine Schönheit, die allmählich vom Ephebenhaften ins Jugendlich-Männliche übergeht, wird uns nahe gebracht durch ihre bestrickende Wirkung, der sich nur Dudu entzieht. Von dem Zauber seiner Rede und der Schmiegsamkeit seines Geistes aber erleben wir solche Proben, daß es uns ganz in der Ordnung scheint, wenn den Hörer plötzlich ein leiser Schauer streift und die Ahnung ihn überkommt, es rede ein Gott aus dem Jüngling. In der Anpassung an den Geist Ägyptens leistet Joseph Außerordentliches; noch außerordentlicher aber ist, daß er dies tut, ohne dem Geiste seiner Väter dabei irgendwie untreu zu werden. „Abenteuer im Verbotenen“ sind durchaus nicht seine Sache, im Gegensatz zu Hans Castorp etwa, dessen Wesen von der Mitte her gleichmäßig nach zwei Seiten hin ausschwang, nach der Seite der Frömmigkeit und der Seite der Freiheit. Dieser Joseph ist sich der typischen Grundfigur seiner Sendung zu sehr bewußt, als daß er ernstlich in Gefahr käme, seiner Schicksalslinie auf eigene Hand eine neue Wendung zu geben. Für ihn gilt das Wort: „Neugierssympathie ist ein locker sitzendes Kraut, nur ein Jungentriumph der Freiheit. Aug' in Auge mit dem Verpönten, spürt man, wes Geistes Kind man ist, und hält's mit dem Vater“ (109). Die Treue gegenüber dem „Vater“ ist bei Joseph in gleichem Maße Sache des Gefühls und der Klugheit, und dies ist das Außerordentlichste an der

geistig-seelisch ins Fabelhafte gesteigerten Glätte und Beweglichkeit dieses Jünglings, daß Berechnung und Gefühl, Intelligenz und Instinkt in jeder seiner Lebensäußerungen so untrennbar gepaart auftreten, daß seinem Gemüt für den westlichen Menschen etwas Ungreifbares, zweideutig Schillerndes anhaftet. Weisheit und Witz wechseln sich in seiner Rede nicht etwa ab, sondern sein Witz ist Weisheit und seine Weisheit ist Witz, gilt ihm doch der Witz als „Sendbote“ zwischen dem Segen von oben und dem Segen von unten (I, 62), als Vermittler zwischen Intelligenz und Gemüt, in unsrer Sprache zu reden. Das Verstandesmäßige und das Gemütshafte befinden sich bei Joseph in nie aussetzender Wechselwirkung, auch wo die höchsten und tiefsten Dinge anklingen. So hindert die Scheu, die den mystischen Begriff der Sünde umlagert, den Joseph nicht, mit dem Wort Sünde fast immer das Wort Fehler zu paaren. Gott zuwider zu handeln, wäre „Sünde und großer Fehler“, wie klüger sein wollen als Gott nach Josephs „gescheiter“ Einsicht der „Gipfel der Dummheit“ war (49). Dabei ist der Einschlag von echter Gemütswärme in Josephs Verhältnis zu Montkaw und noch mehr in dem zu Potiphar nicht zu verkennen. Das Gemüt ist dem gereiften Joseph nicht abzustreiten. Das ist schon aus der Angelegentlichkeit herauszuspüren, mit der er sich bei dem Engel über das Schicksal des Tieres, das ihn nach Dothan getragen, der Eselin Hulda, erkundigt. Dieses Mitgefühl für die leidende Kreatur berührt wohlthuend sympathisch. Trotzdem fehlt ihm auch auf höherer Stufe, der vorgezeichneten Anlage gemäß, nicht ein Einschlag von Vorwitz: anstatt der Versuchung vorzubauen, die er früh erwittert, reizt es ihn, damit zu spielen. Er kann es nicht lassen, seinen Verkehr mit der Herrin mit einem „erzieherischen Heilsplan“ zu bemänteln, obgleich es damit im Grunde ein „Larifari“ ist (546). So provoziert er denn auf höherer Stufe die Katastrophe, wie seinerzeit bei den Brüdern, und was sich dem äußeren Blick als ein furchtbares Geschehen bietet, das sich mit ihm zuträgt, ist, von innen gesehen, ein Handeln seiner Seele aus ihrem tiefsten Willensgrunde heraus. Damit ist auf Zusammenhänge hingedeutet, die Thomas Mann in seinem Aufsatz, *Freud und die Zukunft*, eingehend beleuchtet hat.<sup>5</sup>

Die Gestalt Potiphars ist mit einer einführenden Sympathie gezeichnet, die in Erstaunen setzt. Man weiß von seiner Beeinträchtigung im Körperlichen; dabei ist er groß und fett, so daß die Prägung vom „verstümperten Rubenturm“ am Platze ist. Man erwartet eine lustspielhafte Erscheinung. Hat man das Lächeln vergessen, das seine erste Erwähnung auslöste? Da war zwischen dem Minäer und Joseph, noch oben am Meer, die Rede auf diesen „Großen unter den Großen“ gekommen. „Wedelträger zur Rechten des Königs‘ ist sein Name“, hatte der Alte gesagt, „aber meinst du, er trägt den Wedel? Nein, das läßt der Mann andere tun, er selbst ist zu heilig dazu, er trägt nur den Titel“ (28-9). Überrascht es uns in der Folge zu erfahren, daß der große Titelämtling auch bloß Titelgatte der Mut-em-enet ist, so überrascht es noch mehr, ihn uns so menschlich nahe gebracht zu wissen. Ist er doch sozusagen eine formale Existenz in Reinkultur, ein

<sup>5</sup>Bermann-Fischer Verlag, 1936.

lebender Toter. Nicht nur erschöpft sich sein öffentliches Leben im Repräsentieren und im Anbringen und Entgegennehmen leerer Komplimente, wie sie nur der Osten zu dreheln versteht, auch im privaten Bereich herrscht der hohle Schein, und die behutsamste Diskretion bezeichnet seine Beziehungen zu Eltern und Gattin. Ist etwa die liebevolle Ausgestaltung dieser melancholischen Scheingröße der Tribut, den Thomas Mann seiner „Sympathie mit dem Tode“ zollt? Vielleicht erinnert man sich dabei, daß diese Lebensform des bloßen Scheins nichts grundsätzlich Neues in Thomas Manns Produktion bedeutet. Es ist unter veränderten Umständen ein Zurückgreifen auf die Sphäre von *Königlicher Hoheit*, auf die formale Existenz des kleinen Prinzen Klaus Heinrich, dem aber doch ein gütiges Schicksal schließlich den Zugang zum Menschlichen öffnete. Dort war übrigens die symbolische Gleichsetzung der formalen Existenz mit dem Künstlerberuf mit Händen zu greifen gewesen.<sup>6</sup> Was in jenem Roman das Liebesglück schließlich bewirkt hatte, bewirkt hier das aller Welt verborgene Leiden. Aber so im Geheimen geht diese Wandlung vor sich, daß der Potiphar, dem am Tage seines Festes der bittere Auftrag wird, Gericht zu halten, uns in ähnlicher Weise aufhorchen läßt wie seinerzeit den Mont-kaw, als die Ahnung ihn streifte, es sei ein Gott unter der Hülle des fremden Jünglings verborgen: wie durch die unpathetische Sachlichkeit seiner richterlichen Sprüche eine geheime Milde hindurchzittert, ein bei aller scheinbaren Kühle grundmenschliches Verständnis und Erbarmen, das auch das schuldige Hauptopfer der Katastrophe, die verschandelte Mut, mit einer Behutsamkeit anfaßt, die auf ihren unausbleiblichen Tod einen Schimmer von Versöhnung wirft, da ist es, als spräche ein Gott aus ihm, da erscheint die ungeschlechtliche menschliche Null, die Joseph seinerzeit mit kluger Herzenshöflichkeit dem zwiegeschlechtlichen Wesen der Gottheit gleichgesetzt hatte, in der Tat zur übergeschlechtlichen Gottheit gesteigert. Dieses erschütternde Schlußkapitel sichert dem Potiphar seine Stelle unter den bedeutendsten Trägern des Menschlichen, die Thomas Mann überhaupt geschaffen.

Mut-em-enet nun, Potiphars jungfräuliche Gattin, auch sie eine formale Existenz, in deren Pflichtenkreis das „Ritual des Toilettentisches“ eine Hauptrolle spielt, macht ebenfalls eine Entwicklung durch, und zwar nicht im Geheimen, sondern vor unseren Augen. Das durch Jahrzehnte einförmiger Gewöhnung befestigte Gleichgewicht der etwa vierzigjährigen Frau gerät ins Schwanken, und der drei Jahre dauernde Prozess der Zersetzung endet mit einem peinlich schrecklichen Zusammenbruch. Zum dritten Male versucht sich Thomas Mann in ihr an der Darstellung der Unterhöhlung einer scheinbar gesicherten Existenz durch die verderbliche Macht des Eros. Ausdrücklich spielt er im Vorübergehen auf den *Kleinen Herrn Friedemann* und den *Tod in Venedig* an, wenn er bemerkt: „Das Lied vom errungenen, scheinbar gesicherten Frieden und des den treuen Kunstbau lachend hinfegenden Lebens, von Meisterschaft und Überwältigung, vom Kommen des fremden Gottes war im Anfang, wie es in der Mitte war“ (519). Von

<sup>6</sup>H. J. Weigand, „Der Symbolisch-Autobiographische Gehalt von Thomas Manns Romandichtung ‚Königliche Hoheit‘“, PMLA, XLVI (1931), 867-79.

Stufe zu Stufe verfolgen wir das Ringen zwischen dem geheimen Willen ihres um das Geschlecht betrogenen Blutes und der Vernunft, die sich gegen die Niederlage sträubt. Am Anfang stehen sich die beiden Mächte gegenüber in der Form des symbolischen Traumes, der der Frau zuerst die Augen über die Gefahr öffnet, und der sofort ins Werk gesetzten Abwehrmaßnahme, der Forderung an den Gatten, den ausländischen Sklaven aus dem Hause zu schaffen. Dann wuchert der Trieb rasch weiter, geraume Zeit noch unter dem Schutze der Fiktion, es handle sich bei ihrem Interesse für Joseph um Feindschaft, um den Versuch, ihm hinter seinen Zauber zu kommen und ihn zu zwingen, „ihr seinen Namen zu nennen“. Schritt für Schritt gibt sie sich preis, bis die letzten Hemmungen abgestreift sind und die Frau, zuerst schriftlich, dann mündlich, um Liebesgewährung wirbt. Mit dem kleinmädchenhaften Gelispel ihrer zerbissenen Zunge stellt die Gemartete, deren streng jungfräuliche Formen von einst eine erschreckende Wandlung ins Hexen- und „Liebesvettelhafte“ durchgemacht haben, dem Joseph das Ansinnen, den Herrn durch Gift aus dem Wege zu räumen. Jetzt wissen auch schon die eine und die andere Vertraute, wie es um sie steht; bald wird ihr Zustand zum Stadtgespräch, und ihr berühmt gewordenes Gastmahl legt es darauf an, alle Welt es wissen zu lassen, daß sie in Liebeswahnsinn befangen ist. Um sich den widerstrebenden Jüngling gefügig zu machen, greift sie zum letzten Mittel, zu einer eklen Zauberzeremonie, die ihr wenigstens seinen Körper überantworten soll, wenn sie seiner Seele nicht habhaft werden kann. Andeutungen, die weit zurückliegen, lassen vermuten, daß sie, als auch dieses Mittel fehlgeschlagen und das große Gericht ergangen ist, ihrer Ishtarrolle gemäß nach der Natter schickt, um ihrem Leiden ein Ende zu machen.<sup>7</sup> Das sind in den größten Umrissen die Stufen, die ihre fortschreitende Auflösung bezeichnen. Sie werden uns vorgeführt nebst allen Zwischengliedern in einer psychologisch zergliedernden Darstellung, die ihren Ehrgeiz darein setzt, neben der haargenauen Analyse des Einzelfalls die Phänomenologie der verheerenden Leidenschaft überhaupt zu bieten, indem verallgemeinernde Randbemerkungen, Sentenzen, die Erzählung ständig begleiten. Thomas Mann bemüht sich, dem Schicksal der Unglücklichen Tiefgang zu verleihen, doch gelingt es ihm nicht völlig. In der Führung der Reden zwischen Mut-em-enet und dem zwergischen Zwischenträger namentlich, aber auch mit Joseph, macht sich, wie mir scheint, zuweilen ein Ermatten der Anteilnahme bemerkbar. Die Schilderung des Gastmahls sprengt, bei aller Bewunderung für die aufgebotenen Kunstmittel, doch den Rahmen der psychologischen Möglichkeit zu sehr, als daß ein tieferes Miterleben statthaben könnte. Die grausige Beschwörungsszene läßt trotz der gehobenen Rhythmen völlig kalt. Das Schicksal der Frau erschüttert kaum, geschweige daß es überwältigte. Es bleibt ihr gegenüber bei einer gewissen Kühle, einem Bedauern, wie es etwa die Zerstörung eines kostbaren Gegenstandes auslöst.

In seinem großen Wagneressay von 1932 weist Thomas Mann darauf

---

<sup>7</sup>Siehe S. 544, 553. Vgl. dazu Freud und die Zukunft, S. 32 f.

hin, daß zwei Mächte, die man als sich ausschließende Gegensätze zu denken gewohnt ist, das Werk Richard Wagners beherrschen: der Mythos und die Psychologie.<sup>8</sup> Diese beiden Mächte treten aber auch in dem Josephroman als Verbündete auf, und dieser Doppelpoligkeit entsprechen im Sprachlichen zwei Stilrichtungen, das Pathos und die Entpathetisierung. Dem Mythos entspricht das Feierlich-Pathetische, wie dem Psychologischen die Neigung zur Entpathetisierung. Das Wort Entpathetisierung verdankt man in diesem Zusammenhang übrigens wieder Thomas Mann, der neuerdings auf die Verwandtschaft dieses Begriffes mit der analytischen Sphäre hingewiesen hat.<sup>9</sup> Der ganze Sprachstil des *Joseph* könnte unter dem Gesichtspunkt der Spannung zwischen Pathos und Entpathetisierung charakterisiert werden, wobei sich herausstellen würde, daß die letztere Funktion vorzugsweise dem Fremdwort zufällt. Es wäre aber unmöglich, diesem reizenden Thema gerecht zu werden, ohne dabei die vielgestaltige Rolle, die das Fremdwort in Thomas Manns Produktion überhaupt spielt, zu erörtern. Hier sei ein einziges Beispiel angeführt, das zeigen möge, wie die beiden Stilrichtungen sich gegenseitig ausgleichen und aufheben. In dem Tempel zu On sieht Joseph die Priester ihre feierliche Kulthandlung ausüben vor „Merwer, dem Großen Stier, der lebendigen Wiederholung des Gottes, mit einem Nacken aus Erz gleich hinter den Leierhörnern und machtvoll baumelnden Hoden“ (192). Aber Joseph hütet sich, beim Anblick der Wunder Ägyptens „unvörderlicher Blödigkeit“ zu verfallen, und wie er später auf dem Zug durch Mempis die Volksmenge vor einem zweiten Gott-Stier in Ekstase geraten sieht, da bequemt sich auch der Vortag des Autors der sachlich nüchternen Auffassung Josephs an, indem es von den Berauschten heißt, sie „starrten hoffnungsvoll auf die vierkantige Stirn, die eisernen Hörner, die gedrungene, ohne Einbuchtung vom Rücken zum Schädel verlaufende Nackenlinie des Gott-Tieres und seinen Geschlechtsapparat [!], dies Unterpfand der Fruchtbarkeit“ (121).

Die Sprache des *Joseph* ist ein eigenes Kapitel, das zu grundsätzlicher Stellungnahme herausfordert. In keinem von Thomas Manns bisherigen Werken war die Kunst der Sprache, das Spiel mit dem Sprachstoff so auf die Spitze getrieben wie in den biblischen Romanen, namentlich in dem vorliegenden dritten. Das Spiel mit der Sprache wird hier zum Sprachzauber im eigentlichen Sinne des Wortes. Im Sprachlichen wirkt dieser Band wie die Vorführung eines Medizinmannes, eines Gauklers, eines Zauberkünstlers, der es darauf anlegt, einen magischen Kreis um seine Hörer zu ziehen, sie von allen Sinneseindrücken der Alltagswelt hermetisch abzuschließen, damit sie gebannt an seinen Beschwörungsworten hängen. Magisches Mittel sind vor allem die Namen — das hat Thomas Mann schon immer vorzugsweise gewußt; hier aber schießen die fremden Namen zu einem Zaubergespinnst von unheimlicher Dichte zusammen. Jeden Augenblick klingen die rätselhaften ägyptischen und sonstigen orientalischen Silbenfolgen an unser Ohr. Nicht umsonst weiß Thomas Mann, welch führende Rolle der Name als magische Formel im Leben des primitiven Menschen spielt: kann man einem

<sup>8</sup>Leiden und Größe der Meister, S. 95.

<sup>9</sup>Freud und die Zukunft, S. 41.

Wesen seinen Namen ablisten, oder kann man es mit Gewalt dazu zwingen, seinen Namen zu nennen, so hat man Macht darüber erlangt. Es ist bezeichnend, daß das Leitmotiv von dem Zauber der Namensnennung das ganze Werk durchzieht.<sup>10</sup> Mit dem Namenszauber treibt der Zauberer Gaukelwerk und höheren Hokus-pokus, Hypnose und Vexierspiel zugleich. Wie diese Geschichten von Menschen erzählen, „die nicht recht wissen, wer sie sind“ (I, 86), Menschen, die gleichsam „nach hinten offen stehen“ (I, 80) und mit verschwimmenden Umrissen an den Rändern den Typus durchschimmern lassen, dessen Schema sie abwandelnd wiederholen, so fehlt es auch den Namen an der festen Fixierung, und es geht hier, man fühlt sich versucht, es zu sagen, um Erscheinungen, Menschen und Dinge, die nicht recht wissen, wie sie heißen. Da ist zum Beispiel der affenköpfige Schreiber-gott Thot, er heißt aber auch mit verschiedenen Abwandlungen der Grundform seines Namens Tut und Djehuti (70, 87). Josephs Herr heißt abwechselnd Potiphar und Petepê. Seine Gattin Mut-em-enet (warum steht von Seite 603 ab immer Mut-em-inet?) heißt auch Mut-em-one und wird abkürzend Mut, Eni und Enti genannt. Der Name des Schreibers Chamat liest sich in Josephs Munde, wohl zur Bezeichnung seiner „sandigen“ Lautgebung, als Cha'ma't (238). Der Kaufmann, der Joseph nach Ägypten bringt, wird abwechselnd der Ma'oniter (9), der Minäer (26), der Midianiter (27) genannt. Joseph selbst hat in Ägypten mit seinem alten Leben seinen alten Namen abgestreift und nennt sich jetzt Usar-siph (44 f.), später wiegt die Form Osar-siph vor (148). Es gehört schon einige sprachwissenschaftliche Schulung dazu, um aus den Anspielungen, die die Ankündigung dieses neuen Namens begleiten, herauszuhören, daß der neue Name eine Zusammensetzung von Usir=Osiris, dem Totengott, mit dem zu Siph verkürzten und abgewandelten Joseph bedeutet, wie man es sich auch auf eigene Hand zurechtlegen muß, daß der verstorbene Gott-Stier, der Serapis=Ser-Apis=Osiris-Apis, bloß eine lautliche Abwandlung von Usar-Chapi darstellt. So wird auch der geweckte Leser darauf verfallen, daß Kedescha und Kadischtu (522) einfach die Singular- und die Pluralform desselben Wortes sind. Am mutwilligsten treibt das Vexierspiel der Sprachverwirrung die Hauptstadt des Landes. Weset heißt sie bei ihrer ersten Erwähnung (119). Dann fällt ihr griechischer Name Thebai. In demselben Zusammenhang wird sie abwechselnd Wêse, Nowet-Amun und No genannt (138-9). Später liest man auch No-Amun (672). Wenn man die Vielzahl der ägyptischen Personen- und Ortsnamen und Gegenstandsbezeichnungen bedenkt, die der Gaukler gravitätischen Blickes mit einer Selbstverständlichkeit ausspielt, als sei er in diesem Sprachraum eigentlich zu Hause und bequeme sich bloß dem beschränkten Verständnis seiner Leser an, indem er in deutscher Sprache erzähle, dann begreift man, wie Thomas Mann die Schwierigkeiten des an sich spröden Stoffes künstlich häuft. Die Legitimität, aber auch die Wirksamkeit dieser Namenszauberpraxis ist in Frage zu stellen. Diese fremdartigen Namen, die man mehr mit dem Auge als mit dem Ohr liest, bzw. buch-

<sup>10</sup>Siehe 97, 109, 501, 585, 600, 605, 630, 639. Vgl. I, 40-1, 42, 46 u. s. w.; II, 18 u. s. w.

stabielt, die uns auch ihren Rhythmus nicht zu verraten imstande sind, — diese Namen sind für uns jeder Gefühlstönung bar, wo es sich nicht um komische Wirkungen handelt, wie etwa bei Nennung der assyrischen Könige Tuschratta und Schubbilulima; in den seltensten Fällen gelingt es, ihnen sprachliches Leben einzuhauchen. Da scheint mir denn doch durch dieses Mittel die Illusion, der Autor schöpfe immer aus dem Vollen, zu teuer erkauft, indem zweifellos mancher Leser eher auf das Werk überhaupt verzichtet, als daß er den Kräfteinsatz aufbrächte, den das Gaukelspiel mit den fremden Silben von ihm verlangt. Anders als bei der „Mondgrammatik“ des ersten Bandes, die eine neue Blickeinstellung auf hochbedeutsame seelische Zusammenhänge lehrte, wird uns hier unter der Hand zugemutet, ägyptische Grammatik und Lautverschiebung zu üben. Für Leser, die die Philologie als Steckenpferd treiben, hat diese Methode freilich ihren Reiz; der Leser, der sich diesem anstrengenden Spiel unterzieht, kommt dabei auf seine Kosten, insofern es ihm um eine pikante Unterhaltung zu tun ist. Die Einführung in die seelischen Werte der Dichtung indes bleibt von dieser Übung, die dem Adepten als Bedingung der Initiation auferlegt wird, unberührt.

Auch der sprachliche Rhythmus übt im *Joseph in Ägypten* eine eigentümliche Zauberwirkung aus. Es gibt zwei Arten von rhythmischem Zauber, Traumzauber und Schlafzauber, Belebung und Narkose; hier überwiegt zuweilen der letztere, wobei nicht bloß an Josephs wunderbare Virtuosität des Gutenachtwünschens zu denken ist. Man macht die paradoxe Beobachtung, daß man hier „höllisch auf dem Posten“ sein muß, wie Hans Castorp gesagt haben würde, und doch verführt der Rhythmus dieser Prosa nur zu leicht zum Dösen. Das kann Absicht sein. Man denke etwa an die Vitzliputzli-Groteske im Gartenhäuschen, das Gemurmel des greisen Zwillingsgeschwister- und Ehepaars Huij und Tuij im Beisein des stummen Dieners, der, mit vorgestreckten Armen die Platte haltend, unbeweglich kniet. Eine bleiern magnetische Schlafsucht spinnt den Leser ein, der sich müht, dem kichernden Raunen der Alten zu folgen, das mehr an das glucksende Blasenreiben des gährenden Sumpfes erinnert als an menschliche Rede, und wäre nicht für die wachkitzelnde Gegenwirkung gesorgt durch die putzigen Kosenamen, mit denen sie sich gegenseitig verzieren, wie „mein Sumpfbiber, mein Dotterblümchen, mein Fröschchen, liebe Erdmaus, mein Steinkauz, mein Wachtelkönig, mein Pinguin, mein Löffelreier“ und weitere Zärtlichkeitsschnörkel in demselben Stil, so würde der Leser nur zu leicht um das hochwichtige Geheimnis betrogen, die im Sinne des Opfers seinerzeit vollzogene Entmannung des Knäbleins Potiphar, die nun die greisen Eltern auf ihre alten Tage ängstigt im Hinblick auf die Miene der Richter im Jenseits. Hier liegt die narkotische Wirkung fraglos mit in der Absicht des Dichters. Aber ein Anflug von Schlafzauber eignet dem Vortrag dieses Romans überhaupt. Das biblisch lockere Gefüge des Satzbaus, die Weitmaschigkeit der rhythmisch ausschwingenden Perioden, mit ihrer altertümlichen Wortstellung, ihrem Parallelismus und Chiasmus, ihrer Neigung zu blumiger Umschreibung, wirken in dieser Richtung. Eine gewisse Weitschweifigkeit eignet nicht nur der Beschreibung und den Gesprächen, son-

dern auch dem begleitenden Kommentar, der zuweilen zur ornamentalen Arabeske herabsinkt. Manchmal scheint dieser Rhythmus im Leerlauf weiterzuschwingen. Der Gleichmut des Ostens gegenüber dem Zeitverbrauch hat es Thomas Mann offenbar angetan. Er hat es ja auch früher nie eilig gehabt. Mehr als einmal hat er seine Arbeitsweise als ein geduldig gewissenhaftes Aufschichten von kleinen Tagewerken bezeichnet. Hier aber geht es so gemächlich zu, daß in der Tat der Verdacht aufsteigt, es handle sich um eine versteckte Selbstparodie und schalkhafte Charakterisierung der eigenen neuesten epischen Manier, wenn Thomas Mann den Zug der Karawane nach Ägypten hinunter also verweilend schildert: [So] „zogen diese Leute weiter hinab, einige Tage, mehrere und viele, mit unbeschreiblicher Gemächlichkeit und voller Gleichmut gegen die Zeit, die eines Tages, das wußten sie, wenn man nur etwas dazutäte, mit dem Raume schon würde fertig geworden sein und dies am sichersten besorgte, wenn man sich überhaupt nicht um sie kümmerte, sondern es ihr überließ, Fortschritte, von denen der einzelne nichts ausmachte, unter der Hand zu großen Summen auflaufen zu lassen, indem man sich im Dahinleben nur leidlich in Zielrichtung hielt“ (44-5). Uns will dabei scheinen, als überspanne der Zauberer zuweilen seine Kunst, als überwuchere die reine Form, als gelinge es ihm zumal nicht immer, die luftigen Schemen, die er aus der Tiefe der Zeiten heraufbeschwört, mit Blut zu tränken. Leise klingt im *Joseph in Ägypten* bereits ein Echo jener Formel an unser Ohr, die uns Thomas Mann neuerdings für Wagners *Parsifal* und Ibsens *Epilog* an die Hand gegeben hat, jene „zelesten Greisenwerke in ihrer majestätisch-sklerotischen Müdigkeit“.<sup>11</sup> Gewiß, der *Joseph in Ägypten* deckt sich keineswegs völlig mit dieser Formel, aber die majestätische Haltung ist ihm eigen, und Anzeichen der Erstarrung sind zu spüren.

Man glaubt Spuren der Müdigkeit wahrzunehmen in der Form kleiner Flüchtigkeiten, die wohl bei anderen großen Künstlern, bei Thomas Mann aber selten oder nie zu begegnen pflegten. So ist die räumliche Spanne zwischen dem Wiederanklingen eines Motivs zuweilen so weit bemessen, daß sie die Wirkung beeinträchtigt; ich denke z. B. an den Warnruf „Abrek“ (110, 147), oder an die Bezeichnung der Mut-em-enet als „männischer und sozusagen bärtiger Liebesunternehmerin“ (607), was auf den geschlechtlichen Rollentausch der Göttin Ishtar anspielt, den man im zweiten Bande zur Kenntnis genommen (II, 87), der aber im vorliegenden Bande nicht deutlich wieder aufgefrischt worden war. So will mir auch scheinen, Potiphar verschwinde auf zu lange Zeit von der Bildfläche, während die Leidenschaft der Frau um sich greift. Als Mut nach zwei Jahren so weit ist, den Joseph vor sich rufen zu lassen, um sich ihm unumwunden anzutragen, kommt er eben vom Lesedienst bei Potiphar (608). Man stutzt bei dieser Erwähnung, weil Josephs Leibdienst bei Potiphar über hundertzwanzig Seiten hinweg durch kein Phantasiebild uns wieder nahe gebracht worden war. Soweit die Phantasie in Betracht kommt, hatte man tatsächlich vergessen, daß Potiphar noch existierte. — In dem Gespräch zwischen Huij und Tuij bangen

<sup>11</sup>Leiden und Größe der Meister, S. 94.

die Alten vor den „zweiundvierzig gräßlich Benannten“ (251), den Totenrichtern; später sind es ihrer vierzig (719). — Die Rede, in die Mut-em-enet ihren Auftrag an Dudu kleidet, den Joseph auszuforschen (493-8), verrät die Wallungen ihres Herzens namentlich durch die Zickzacksprünge der Anredeformen, deren sie sich bedient. Mehr als ein dutzend Mal wechselt sie zwischen dem „du“, dem „Er“ und dem „Ihr“, bald vertraulich, bald herablassend, bald distanzierend, hin und zurück, sogar innerhalb derselben Satzkonstruktion. Dies ist ein gewagtes sprachliches Experiment, aber es beruht jedenfalls auf flüchtiger Korrekturlesung, daß die Anredefälle der Er- und Ihrform bald klein, bald groß geschrieben werden. — Was die Gestalt des alten Minäers betrifft, so sollte man meinen, sie sei höchst anschaulich erfaßt; dennoch ruft die dreimalige Erwähnung seines schadhafte Gebisses (18, 20, 165) durchaus verschiedene Vorstellungen wach. Vielleicht ließe sich noch eine und die andere Unstimmigkeit aufweisen, immerhin fallen sie kaum ins Gewicht im Verhältnis zu den gewaltigen Ausmaßen des gemeisterten Stoffes.

Ein vierter Band ist als letzter angekündigt, wie seinerzeit der dritte als letzter vorgesehen war. Im Hinblick auf die Aufgabe, die noch zu leisten sein wird, — Josephs Kerkerjahre, sein Aufstieg im Dienste Pharaos, die Nationalökonomie der Segens- und der Hungerjahre, der Konflikt zwischen Kirche und Staat, Josephs Eheschließung, das erschütternde Familiendrama endlich, das die „Nachholung“ vorbereitet — mag eine gewisse Skepsis darüber am Platze sein, ob mit dem nächsten Bande tatsächlich der Abschluß erreicht wird. Thomas Mann hat überdies an mancher Stelle des *Joseph in Ägypten* die Angel nach einer sehr fernen Zukunft ausgeworfen: die Bezeichnung Josephs als des Schilfbürtigen (50, 240) gemahnt bereits deutlich an Moses; ja bis auf Jesus hin tasten sich die Anspielungen vorwärts in das Dunkel der Zukunft. Joseph redet vor Potiphar wie der zwölfjährige Jesus vor den Schriftgelehrten im Tempel (294). Was will es besagen, daß Joseph sich einmal „des Menschen Sohn“ nennt (513)? Was hat es auf sich mit seiner Spekulation über das zweideutige Wesen der Sünde, mit der Feststellung, „daß wir schuldig werden vor ihm, weil wir's für ihn werden“ (402) und der daraus sich ergebenden Folgerung: „Der Mensch trägt Gottes Schuld, und es wäre nicht mehr als billig, wenn Gott sich eines Tages entschlösse, unsere Schuld zu tragen“? Wie bei der mehr als zehnjährigen Arbeit am *Zauberberg* der *Firdusivers* [Seines Liedes Riesenteppich — zweimal hunderttausend Verse] Thomas Manns Lieblingszitat war, so klingt ihm seit Jahren der *Divanvers* im Ohr:

Daß du nicht enden kannst, das macht dich groß.

Wer weiß, ob sich ihm über der Arbeit am *Joseph* nicht unter der Hand noch anderes Biblisch-Mythisches vorbereitet, will es doch manchmal scheinen, als sei die eigentliche Geschichte, die hier erzählt werden soll, das Werden des Gottes, dem Joseph die Treue hält.

### Dichtung und Wahrheit um Schillers Hingang

JOSEPH A. VON BRADISH, *College of the City of New York*

Während die Ideenwelt Schillers sich unserm geistigen Auge klar und deutlich erschließt, während auch seine Jugend- und Mannesjahre kaum noch ein größeres Geheimnis zu bergen vermögen, senkt sich ein nahezu undurchdringlicher, vergiftender Nebelschleier auf die Umstände seiner Krankheit, seines Sterbens, seiner Bestattung, seiner Ruhestätte und des Geschickes seines Schädels und seiner Gebeine.<sup>1</sup> Dazu tritt nun seit Jahren die Behauptung, Schiller sei keines natürlichen Todes gestorben, sondern einem Giftmorde zum Opfer gefallen; als Beteiligte an dieser Schandtat werden keine geringern als Karl August und — Goethe genannt. Eine Frau, Doktorin der Medizin, die gemeinsam mit ihrem Gemahl, dem nach Hindenburg meistgenannten deutschen Feldherrn des Weltkrieges, nunmehrigen Volksaufklärer und Religionsgründer, in einem großen deutschen Propagandaverlag, der ihren Namen trägt, Dutzende von Werken verlegt und verbreitet hat, versucht in einer ernst und ernstest genommen sein wollenden Abhandlung, die Behauptung von Schillers gewaltsamem Tod fachwissenschaftlich („unsere ernste Quellenarbeit“, „die ernste Forscherarbeit eines Arztes“, V, 96) zu begründen. Dieses bereits in 55000 Exemplaren verkaufte Buch hat die Legende von Schillers Vergiftung unter Goethes Mitwissenschaft in Schulen und Jugendorganisationen getragen und zahllose Erwachsene getäuscht. Es ist kein Wunder, daß daher die Goethe-Gesellschaft in Weimar im Jahre 1934 den Entschluß faßte „eine Schrift zu veranstalten, in der nach nochmaliger genauester Prüfung der deutschen Öffentlichkeit sämtliche Dokumente zugänglich gemacht werden sollen, die den Tod und die Bestattung Schillers betreffen.“ Dieses Quellenwerk des Archivars am Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar liegt seit 1935 vor. 1936 erschien überdies eine Untersuchung des Sektionsprotokolls und der ganzen Krankheitsgeschichte Schillers durch den Jenaer Internisten Prof. Veil. Die Ironie des Schicksals will es nun, daß, nachdem Ludendorffs Buch seit 1928 ungeheure Verbreitung errungen und Prof. Heckers gediegene, streng wissenschaftliche und darum weniger lesbare Entgegnung kaum den Weg in die Öffentlichkeit gefunden hat, das Propagandaministerium in Berlin kurzerhand alle Bücher, welche sich mit Schillers Ende befassen, beschlagnahmt und deren Verbreitung verbietet. Eine hochgestellte Weimarer Persönlichkeit sagte mir dazu im Sommer 1936: „Frau Ludendorff hat auf der ganzen Linie gesiegt“.

Es sei hier der Versuch gemacht, wenigstens für amerikanische Germanisten, den Rattenschwanz der Legenden in etwa zu entwirren.

1. *Schillers Krankheit und Tod*. Hier ist Veils Buch, das größtenteils auf Heckers Dokumentenmaterial fußt, maßgebend.

<sup>1</sup>I. Max Hecker, *Schillers Tod und Bestattung*, Leipzig, 1935 — II. Wolfgang H. Veil, *Schillers Krankheit*, Leipzig, 1936 — III. Goethe, *Vierteljahresschrift der Goethe-Gesellschaft*, Erster Band, zweites Heft, 1936 — IV. Joseph A. von Bradish, *Schillers Schädel*, Leipzig, 1933 — V. Mathilde Ludendorff, *Der ungesühnte Frevel an Luther, Lessing, Mozart und Schiller*, ein Beitrag zur Deutschen Kulturgeschichte, 52.-55. Tausend, München, 1936.

*Schillers Todeskrankheit.* Schiller starb am 9. Mai 1805 in seinem 46. Lebensjahre. In damaligen Zeitungen lesen wir als Todesursache: Brustentzündung, Nervenschlag, Nervenfieber, Folgen anhaltender Krämpfe.

Sonntag, den 28. April, 12 Tage vor seinem Tod war der Dichter noch bei Hofe, am 1. Mai zum letzten Male im Theater. Dem Schauspieler Genast fiel damals sein schlechtes Aussehen auf (blasses Gesicht, fast gläserne Augen); Heinrich Voß spricht von einem „heftigen Fieber, daß ihm die Zähne klapperten“. Am 2. Mai finden ihn Voß und Genast in einem Mittelzustand von Wachen und Schlafen, am 5. Mai schien sein Zustand dem Freunde Voß bereits als „rettungslos“. Bis zum 6. Mai war der Kranke bei völlig klarem Bewußtsein, von da an treten Fieberphantasien auf, außerdem quälten ihn schmerzhafteste Brustkrämpfe und starker Husten. Am 9. Mai morgens, beim Herausheben aus dem Bade, verschied er fast, verbrachte die folgenden Stunden meistens schlafend, „schon mit halbgebrochenen Augen“. Er phantasierte, Krämpfe setzten ein („es fuhr wie ein elektrischer Schlag über seine Züge“), gegen 6 Uhr abends starb er in den Armen seines Dieners Färber.

Schiller erkrankte also akut aus dem Zustand der Arbeitsfähigkeit heraus, der Ausbruch des Anfalls erfolgte unter Schüttelfrost. Das Krankheitsgefühl war sofort so schwer, daß er selbst mit seinem Aufkommen nicht mehr rechnete. Aus dem Krankheitsbild „ergibt sich mit dem an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeitsgrad, den man vom Arzte verlangt, wenn auf Grund seines Urteils eine maßgebende juristische oder versicherungsrechtliche Entscheidung getroffen werden soll, daß es sich von vornherein um eine echte ekute Pneumonie der linken Seite handelte“ (II, 19). Die Brustkrämpfe, das Angstgefühl, die Unfähigkeit zum Aushusten, das Kleinwerden des Pulses, das Röcheln, beginnend vom 6. Mai, sind Anzeichen der so gefürchteten Herzschwäche des Pneumonikers. Die Zuckungen im Gesicht, die Euphorie (Gehobenheit seiner seelischen Stimmung, „immer besser“), die große Unruhe zeigen uns die delirante Phase der Krankheit. Erneute Herzattacken in den letzten Stunden vervollständigen nur die Züge der schnell verlaufenden Lungenentzündung. Sicher hat es sich nicht um eine tuberkulose, „käsige“ Pneumonie gehandelt, denn diese zeigt niemals das dramatische, stürmische Ende.

Die Sterbeziffer der schnell verlaufenden Lungenentzündung ist bekanntlich auch heute noch hoch. Bei Schiller kommt eine geschwächte Resistenzfähigkeit durch frühere Krankheiten hinzu, besonders durch den schweren Kolikanfall vom Februar 1805, welcher wiederum einen unmittelbaren Vorläufer in einer weit schwereren Krankheit vom Juli 1804 hatte, wo Schiller des öfteren laut schrie: „Ich halte es nicht mehr aus. Wenn es nur schon aus wäre!“ Geheimrat Stark hatte ihm damals keine halbe Stunde mehr gegeben.

*Schillers Krankheitsanlage.* Als Landsmann Fr. Th. Vischers, der an der „Schwabenkrankheit des Schnupfens“ die Philosophie der „Tücke des Objekts“ veranschaulicht, litt Schiller immer wieder an Schnupfen. Man könnte in seinen Krankheitsaufzeichnungen geradezu von einem „Tagebuch

des Schnupfens" sprechen. Ende 1788 berichtet er, daß er „vier Wochen lang keinen Besuch von Schnupfen gehabt hatte. Das ist ordentlich ein Wunder." Daneben findet sich 1788 und 1803 rheumatisches Fieber, durch Jahre hindurch rheumatische Zahnschmerzen („die Schwellung seines Gesichtes entstellt ihn fast bis zur Unkenntlichkeit"), Anginen („böser Hals"). Die Anfälligkeit für katarrhalische Krankheiten ist seiner Konstitution von Anbeginn an eigentümlich, so waren seine Augen häufig leicht katarrhalisch affiziert, die Lidränder gerötet. Doch war Schiller bis zum 32. Lebensjahre, abgesehen von einem epidemisch auftretenden Wechselfieber (Malaria) 1779 in Mannheim und einer ebenfalls epidemischen „russischen Grippe" 1783, nie ernstlich krank gewesen. Mit Ausnahme seines Sohnes Ernst, der im Alter von 45 Jahren an Lungentuberkulose starb, findet sich weder im aufsteigenden noch absteigenden Ast der Familie des Dichters Schwindsucht. Schillers Konstitution selbst war nicht tuberkuloseempfindlich; Lungenkranke werden auch nicht von gewöhnlichen Katarrhen geplagt.

*Schillers frühere Krankheiten.* Der 3. Januar 1791 eröffnete in Erfurt die große Pathologie in Schillers Leben. Fieberhafter Katarrh, einen Tag Bettruhe, einige Tage Zimmerarrest, am 11. Januar Rückkehr des Fiebers mit heftigstem Seitenstechen, blutiger, eitrigter Auswurf. Am 11. Tage die Krise; unter reichlicher Schweißabsonderung die endgültige Entfieberung. Die Krankheit: eine akute, schnell verlaufende Lungenentzündung (kruppöse Pneumonie), welche aus einem Erkältungskatarrh (Bronchitis) hervorgegangen ist. Die zurückbleibende, starke Spannungsempfindung am Rippenfell beweist, daß eine völlige Aufsaugung der Entzündung nicht stattgefunden hat, sie kann nur als Erguß von eitrigem Charakter gedeutet werden. Aber noch ist kein Arzt vorhanden, der perkutiert und punktiert. So wird die Rippenfelleiterung und mit ihr Schiller sich selbst und seiner ungeheuren Kraft und Zähigkeit überlassen. Der Dichter besteigt das Pferd und versucht, durch Anspannung seiner Muskelkräfte alles zu überwinden („er ritt alle Tage, und zwar von Hause an im Galopp und kam öfters in Karriere zurück, daß er das Pferd nicht halten konnte"). Im April desselben Jahres glaubt er aber, unmöglich eine Stunde lang Kolleg lesen zu können.

Der zweite Akt dieser Tragödie spielte sich Anfang Mai 1791 ab, als Schiller mit seiner Frau bei Verwandten in Rudolstadt weilte. Hier „erlitt er einen neuen, harten Anfall; die Schärfe fällt aufs Zwerchfell". Wir müssen annehmen, daß der Eiterherd sich von der rechten Thoraxseite ausdehnte und zur Eiterbildung unter dem Zwerchfelle führte. Es entstand eine „umschriebene Bauchfellentzündung", welche die rechte Leibseite erfüllte und dadurch die schwere Behinderung der Darmfunktion veranlaßte, welche schließlich im Juli 1804 zur Darmverschlingung führte. Im gesamten Auslande hatte sich seit Anfang Juni 1791 schon die Nachricht von Schillers Tode verbreitet. In Kopenhagen war bereits eine Trauerfeier veranstaltet worden, nachdem der „Oberdeutschen Allgemeinen Literaturzeitung" am 8. Juli 1791 aus Jena gemeldet worden war: „Der Liebling der deutschen Muse, Hofrat Schiller, ist hier gestorben".

War 1791 anfangs fast allgemein die Befürchtung ausgesprochen worden, hinter Schillers Krankheit stehe eine Lungentuberkulose, so brach sich doch allmählich die Auffassung durch, daß der asthmatische, von Krampfanfällen begleitete Zustand vom Unterleib herrühre. Schiller suchte in Karlsbad Genesung. Wochen hindurch trank er täglich 18 Becher Sprudel. Die Kur brachte eine wesentliche Besserung, aber keine vollständige Heilung. Die Krämpfe des Unterleibs wollten ihn nicht mehr verlassen. Doch blieb seine körperliche Widerstandskraft und seine erstaunliche Willensenergie jahrelang Sieger in diesem Prozeß der „Naturheilung“. Letztere vollzog sich dazu noch in einer ungewöhnlich günstigen Form. Dem weitaus größeren Prozentsatz der Menschen, die in der gleichen Weise erkrankt wären, wäre der baldige Tod beschieden gewesen. Der Arzt Schiller war sich der Bedenklichkeit seines Zustandes vollauf bewußt. Er hatte erkannt, daß ihm nur noch wenige Jahre bevorständen, daher seine Hast im dichterischen Schaffen und im überstürzten Lebensgenuß. Oft stand er erst nachmittags auf, frühstückte, aß erst gegen vier Uhr Mittag. So verstehen wir das wilde Karrierereiten und sausende Schlittenfahren, oft bei mangelhafter Bekleidung, so die Reizmittel, die er benutzte, Kaffeemengen, gewaltiger Tabakgenuß, die Freude am Champagner. Am 16. November 1804 zechte Schiller mit 5 andern Kumpanen auf der Redoute bis 3 Uhr morgens, wobei 9 Flaschen Champagner geleert wurden. Mit Karoline von Wolzogen bewundern wir es, „wie Schiller unter diesen Krankheitsanfällen, die eigentlich immer dieselben blieben, aber bei ihrer traurigen Wiederkehr für ihn und für uns allmählich von ihrer Furchtbarkeit verloren, sein reges geistiges Leben erhielt.“

So entwickelte sich in Schillers Körper ein bedeutsamer Herd, der ihn überempfindlich machte und der zugleich seine Kräfte allmählich untergrub. Darauf ist die Krankheitskette zurückzuführen, die von 1791 bis 1805 reichte, die aber nicht das mindeste mit einer Lungentuberkulose zu tun hatte. Schiller ist einer äußern Gewalt, nicht einer innern Anlage zum Opfer gefallen, die jeden treffen kann, und die heute von der Schulmedizin mit höchster Wahrscheinlichkeit rasch geheilt worden wäre. Die Naturheilung beweist die Kraft der Schillerschen Natur, aber sie ist unvollkommen und stets der Anfang neuer Leiden, wie wir sie in Schillers Leben finden (schwere Lungenentzündung, eiteriger Erguß, subphrenischer Abszeß, Bauchfellentzündung, Herzerkrankung, chronische Nierenentzündung). Das Sektionsprotokoll ist nur die Bestätigung dieser Krankheitserscheinungen.

Schillers Krankheitsgeschichte wird also von zwei Lungenentzündungen umrahmt, die erste 1791, die letzte (Todeskrankheit) 1805. Seine Anlage zu Katarrhen hatte dabei keinen tieferen Einfluß. Die erste Lungenentzündung war, nach heutigen Begriffen, nicht richtig behandelt worden, es entwickelten sich Komplikationen, die auf den Unterleib übergingen. Das Unterleibsleiden erreichte seinen Höhepunkt in den Kolikanfällen (Darmkoliken vom Charakter der Darmverschlingung) von Juli 1804 und Februar 1805, spielte aber in der Sterbekrankheit keine unmittelbare Rolle. Schillers Vor-

fahrenreihe<sup>2</sup> war gesund, langlebig, echte Bauern- und Handwerkertypen; seine Eltern wurden beide über 70 Jahre alt. Auch Schiller selbst hatte eine durchaus gesunde Konstitution; ein praktischer Arzt von heute hätte ihn 1791 wohl ganz ausgeheilt; er hätte seiner Anlage zufolge ein goethisches Alter erreichen können.

2. *Die angebliche Vergiftung Schillers unter Goethes Mitwisserschaft.* Die Hauptwerke pro und contra sind hier die Bücher der Frau Ludendorff und Prof. Heckers. Beim Lesen des erstern kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Schillers Ermordung teilweise a priori konstruiert wird. Ausgehend von den Axiomen der „zielstrebigem Geheimerarbeit der Freimaurer und Jesuiten, die von den „unsichtbaren Vätern“, den Juden, geleitet oder umspitzelt waren“ (V, 82) und der „verbrecherischen Skrupellosigkeit, mit welcher die „unsichtbaren Väter“ durch Mord und Fälschung alles aus dem Wege räumten, was ihre Endziele gefährdete“ (V, 90) ist es nur zu wohl verständlich, daß Schiller „Gegner des Judentums und Roms“, „Logengegner und Gegner der Freimaurerideale“ einfach verschwinden mußte. Und „Beweise“ a posteriori! Die „ungeheuerliche“ Tatsache, daß Schiller in seiner letzten Krankheit nicht von seinem Hausarzt Dr. Stark behandelt wurde, ja, daß dieser nicht einmal zur Leicheneröffnung zugezogen wurde. Aber der herzogliche Leibarzt Stark war vom 30. April bis zum 30. Mai 1805 mit Karl August auf einer Reise, fern von Weimar. Schiller wurde vom „Bruder“ Huschke behandelt, dieser seziierte den Leichnam mit dem Sohne des „Bruders“ Herder! Es liegt aber nicht der geringste Beweis vor, daß Huschke Freimaurer war, sicher war er nicht Mitglied der Weimarer Loge. Und selbst dann! Würde die Zugehörigkeit zum Freimaurerorden allein schon einen ehrenwerten Arzt zum Mörder stempeln?

Schiller wurde von den Freimaurern vergiftet!! Drei Personen werden als Handlanger des Ordens angeführt, der Herzog Karl August, Heinrich Voß, Goethe. Karl August, so heißt es, hat die Vergiftung Schillers von deren Absicht er wußte, widerstandslos geschehen lassen, hat vielleicht sogar die Hand dazu geboten. Karl August war allerdings Mitglied der Weimarer Loge Amalia, in die er 1782 aufgenommen worden war. Kein weiterer „Schuldbeweis“! Der Herzog hatte über den heimatlosen Schiller dauernd seine Mäzenenhand gehalten, noch 1802 für den Feldscherersohn beim Kaiser in Wien den Reichsadel erbeten, in seinem Wohnzimmer hat stets neben einem Bilde Goethes auch Schiller im Bronzerahmen gehangen. Das Bild des Gemordeten im Zimmer des Mörders! Der 25jährige „Bruder“ Heinrich Voß, der Sohn des Homerübersetzers Johann Heinrich Voß, seit dem Frühling 1804 als Lehrer am Gymnasium in Weimar tätig, soll Schiller das tödliche Gift gereicht haben. Durch nichts ist bezeugt, ja sicher unrichtig, daß Voß überhaupt Freimaurer gewesen sei. Voß war eine kindlich harmlose Natur, Schiller ganz ergeben.

Und nun Goethe! Goethe war seit Februar 1780 Mitglied der Weimarer Loge Amalia, der er sich um des „geselligen Gefühles“ willen an-

<sup>2</sup>Vergl. Joseph A. von Bradish, Zu Schillers Familienkunde, *The German Quarterly*, May, 1931.

schloß. Aber die Weimarer Loge ruhte von 1782-1808, also in der Zeit von Schillers Tod. Goethe widerriet geradezu die Gründung einer Loge in Jena. Weitere „Gründe“! Die geringe Teilnahme, die Goethe angeblich bei Schillers Hinscheiden zeigte; Goethe beteiligte sich weder bei der nächtlichen Beisetzung noch an der sonntäglichen Kirchenfeier. Gewiß, aber Goethe war damals selbst leidend; auch hat er immer das Bild des Todes gemieden. Er folgte nicht Herders Leiche, er hat sich gescheut, die Herzogin Amalia im Sarge zu sehen, er blieb dem Sterbebett seiner Gattin fern, selbst vor Karl Augusts Totenfeier floh er in die Einsamkeit Dornburgs. Nach 15 Jahren schreibt er über Schillers Tod: „ich war vernichtet“, 1824: „alle Einbildung kann mir die glückliche Vergangenheit nicht wiedergeben“.

Bei einem Hoffeste am 4. Mai 1805 im Weimarer Schloß, an dem Schiller teilnahm und Karl August den „liebenswürdigen Wirt“ spielte, soll die Mordtat ausgeführt worden sein. Aber am 4. Mai wurde niemals ein solches Hoffest gegeben, zumal Karl August seit dem 30. April von Weimar abwesend war, auch war Schiller seit dem 1. Mai aufs schwerste erkrankt, unfähig das Haus zu verlassen. Damals soll Goethe „einen der Gäste“ gefragt haben: „Mußte es denn sein?“, worauf dieser achselzuckend erwiderte: „Jawohl, es mußte sein. Dem einen zur Strafe, den andern zur Warnung.“ „Umstehende“ hätten diese „geflüsterten“ Worte vernommen! Kein Name, keine Angabe, keine Quelle. Am nächsten Tage treffen sich Goethe und Schiller. Ein alter Parkwärter will Goethes verräterische Worte vernehmen. „Die Blumen kehren im Frühling wieder, aber die Menschen nicht.“ In der Nacht steht Goethe, von Gewissensbissen gequält, auf einsamer Straße vor Schillers Wohnung. Ein Mann mit einer Laterne naht, tritt rasch in Schillers Haus — Heinrich Voß. „Der Tod hatte sich zu Schiller geschlichen“. Also offenbar eine zweite Vergiftung. Verzweifelt steht Goethe im nächtlichen Dunkel. Er weiß, Rettung ist nicht mehr möglich. Heiße Tränen entstürzen seinen Augen. Ein Nachtwächter findet ihn endlich und geleitet ihn nach Haus. Wo sind aber die „Aufzeichnungen“ dieser „Kronzeugen“, Parkwärter und Nachtwächter? Darüber verlautet kein Wort. Keine Literatur der Welt kann sich rühmen, ein dichterisches Doppelgestirn zu besitzen wie die deutsche. Goethe und Schiller waren Lebens-, Arbeits- und Kampfgenossen. Für beide bildete die gegenseitige Freundschaft den Höhepunkt ihres Daseins. Und doch! „Unaufgeklärt und ungewarnt scheidet der todkranke Schiller von Goethe. Wie leicht hätte ihn Goethe noch retten, den Mördern durch Veröffentlichung des Verbrechens die verdiente Strafe sichern können!“ (V, 121). Goethe wird vorgeworfen, daß er nicht „das Verbrechernes des Hochgradbruders Herzog Karl August von Weimar bei diesem Anlaß ausgehoben“ hat (V, 124) und „daß auch er wie ganz Weimar sich dem Geheimorden, einer Tschekt der Juden, Illuminaten, Rosenkreuzer und Freimaurer, unterworfen und einen erteilten Befehl befolgte“ hat (V, 105). „Bruder Goethes Verrat an Schiller“ (V, 103).

Hecker reiht in den ersten 284 Seiten Urkunde an Urkunde; das „Nachwort“, S. 285-361, verarbeitet den Inhalt der Dokumente im Zusammenhang. Er versichert (I, 289): „kein Zeugnis, von dessen Dasein wir wußten, ist

zurückgehalten worden, nichts ist verheimlicht worden, selbst das Unbedeutende tritt ans Licht. In unserer Sammlung stellen sich viele Ereignisse ganz anders dar, als man sie bisher zu sehen gewohnt war, verschüttete Zusammenhänge werden deutlich; aber nirgendwo zeigt sich auch nur die leiseste Spur, daß die grausige Behauptung unserer Gegner zu Recht bestehe." Julius Petersen, der Präsident der Goethe-Gesellschaft, bemerkt darüber anlässlich der Generalversammlung von 1936: „Das längst erwartete Erscheinen dieses Buches ist von allen, die es unvoreingenommen lasen, als Erlösung und Befreiung von einem Albdruck aufgenommen worden. Schmähungen und Verunglimpfungen erfuhren der Herausgeber und auch die Auftraggeber von solchen, die das Werk nicht gelesen hatten, sondern sich von der in Trugschlüssen und Verdrehungen schwelgenden Gegenschrift verwirren ließen. Gegen die Verdächtigungen seiner wissenschaftlichen Ehre ist Professor Hecker in Schutz zu nehmen;<sup>3</sup> auch die Goethe-Gesellschaft darf für sich in Anspruch nehmen, nur der Feststellung der Wahrheit zu dienen und für die Ehre des deutschen Volkes und seiner großen Männer, die durch unsühnbaren Frevel besudelt wird, einzutreten. Wenn sie sieben Jahre lang (zu Frau Ludendorffs Buch) geschwiegen hat, so geschah es, weil sie es nicht für möglich hielt, daß die Legende von Schillers Vergiftung unter Goethes Mitwisserschaft, die von Haus aus der Schundliteratur angehört und nun im Kampfe gegen das Freimaurertum eingesetzt wird, von irgend jemand ernstgenommen werden könnte . . . . . Wenn . . . der Bericht des Dr. Huschke, der nicht Freimaurer war, an den Herzog Karl August über die Krankheitsbehandlung Schillers dahin ausgelegt wird, daß das in einem Rezept beigegebene Arzneimittel Serpentarium nichts anders sei als der Schierlingssaft, den Sokrates trinken mußte, so würde das nichts anderes besagen, als daß der Herzog selbst, der Br. Karl August, der Auftraggeber des Giftmordes gewesen sei. Das ganze klassische Weimar erscheint dann als eine Verbrecherhöhle, und das deutsche Volk, das seine Größten, von Luther angefangen,<sup>4</sup> so hinstirben ließ, als eine Mörderbande. Das ist nicht der heilige Quell deutscher Kraft,<sup>5</sup> sondern hier ist Giftmischerei am Werk. Der Pfuhl nationaler Selbstbeschmutzung muß zugedeckt werden, damit er nicht das ganze Land verpestet und in Verruf bringt" (III, 146). Die seit Frühjahr 1936 vorliegende Neuauflage vom ungesühnten Frevel setzt sich in 66 Seiten (S. 129-195) mit Heckers Buch in scharfer Weise auseinander, führt geradezu die angeführten Dokumente Heckers für sich ins Treffen („Das Trauerspiel über Schillers Tod und Totengrab wird bestätigt" ist die Kapitelüberschrift), vermag aber wohl nur blinde Ludendorffanhänger zu „überzeugen".<sup>6</sup>

<sup>3</sup>Im Frühjahr 1937 erhielt Professor Hecker vom deutschen Reichskanzler die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft.

<sup>4</sup>Frau Dr. med. Ludendorff hält die „Geheimorde" (V, 196) an Luther, Lessing, Mozart, Schiller für erwiesen und solche an Fichte, Leibniz, Nietzsche und Schubert für wahrscheinlich.

<sup>5</sup>Anspielung auf Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell deut. Kraft."

<sup>6</sup>Der wohl kaum ohne Mitwirkung Frau Ludendorffs zusammengestellte Reklamzettel für dieses Buch trägt die Überschrift: „Giftmord an Schiller, das Zerflocken seines Herzens in kleine Stücke und die Schändung seiner Gebeine durch den Illuminatenorden unter tätiger Mithilfe Br. Goethes."

3. *Schillers Beisetzung.* Hier dürfen die „Monatshefte“<sup>7</sup> Anspruch darauf machen, als erste der Legendenbildung entgegengetreten zu sein. Hecker bringt weiteren Dokumentennachweis. Frau Ludendorff schreibt: „Die schleunige, nächtliche Einscharrung des berühmten Dichters und Professors ohne Geleit, ohne Predigt ins Massengrab, das „Kassengewölbe . . .“ (V, 91), „Schillers Verbrecherbegräbnis“ (V, 96). Dazu, Nach §6 der Begräbnisordnung vom 1. Juni 1763 war das nächtliche Begräbnis ein besonderes Vorrecht des Adels und der höheren Beamten, Untergeordnete durften gar nicht zur Nachtzeit begraben werden. Es war alter Weimarer Brauch (selbst bei Begräbnissen von Großherzögen), „daß Handwerkermeister, welche für den Verstorbenen und seine Familie gearbeitet hatten, als Leichenträger das nächtliche Geschäft zu versehen pflegten.“ Bei Schiller sollte die Schneiderinnung herangezogen werden, dem Eingreifen Schwabes gelang es nur mit Mühe, bei Schiller eine „Ausnahme“ zu machen. Im Kassengewölbe waren ausschließlich Adelige, Angehörige der Hofgesellschaft und höhere Beamte, die kein eigenes Erbbegräbnis (Familiengruft) besaßen, beigesetzt. Zwischen Schillers Tod und Beisetzung lagen 2 volle Tage und 6 Stunden, entsprechend der Volkssitte und den behördlichen Vorschriften, was auch heute vollauf genügen würde. Schiller wurde nicht in einen „einfachen, schwarzgestrichenen Armensarg aus Tannenholz für 3 Taler und 6 gute Groschen“ gelegt, sondern in einen außergewöhnlich vornehmen und teuren Eichenholzsarg, der mit Griffen, Beschlägen und Schild 36 Taler kostete. Die Gesamtkosten des Leichenbegängnisses betrugen 114 Taler 17 Groschen 3 Pfennige, also sicher keine „Armen- oder Verbrecherleiche.“ Schiller wurden bei der Beisetzung alle seinem sozialen Range zukommenden Ehren und Auszeichnungen, entsprechend dem Weimarer Brauch von 1805, zuteil.

4. *Das Schicksal von Schillers Gebeinen.* Auch hier brachten die „Monatshefte“<sup>8</sup> das Wesentliche. Die ausführliche Studie des Verfassers dieses Artikels „Schillers Schädel“ (IV) wurde in Deutschland ebenfalls beschlagnahmt.<sup>9</sup> Die Geschichte von Schillers Schädel und Gebeinen liest sich nun wirklich wie ein Schauerroman, doch nur die Phantasie einer Frau Ludendorff vermag hier von einem „Judenfluch über Schillers Gebeinen“ zu sprechen (V, 112). Für die „letzte Ruhe“ der im Kassengewölbe begrabenen Spitzen der Gesellschaft war sehr übel gesorgt. Schiller ist dort der 53. Gast unter den 64 Leichen von 1755-1823. Es ist immer der gleiche Totengräber, der in die Gruft steigt und die Särge einordnet, und der die untersten, die zu vermodern beginnen, „zusammenräumt“, um Platz für neuen Zuzug zu schaffen. Bis dann der Bürgermeister von Weimar, der bereits

<sup>7</sup>Joseph A. von Bradish, Drei Legenden um Schillers Beisetzung, *Monatshefte*, Number 7, 1934.

<sup>8</sup>Joseph A. von Bradish, Zur Frage nach Schillers Schädel, *Monatshefte*, Number 6, 1932.

<sup>9</sup>Im Juli 1936 das 1933 erschienene Werk. „Auf Grund der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze des deutschen Volkes vom 4. 2. 33 (§7) und der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat vom 28. 2. 33 (§1).“ Der Intervention des amerikanischen Botschafters William E. Dodd beim Propagandaministerium in Berlin gelang es nach langen Verhandlungen, Anfang März 1937 die beschlagnahmten 370 Exemplare wieder freizubekommen.

erwähnte Karl Schwabe, nächtlich hinuntersteigt, auf einer Leiter sitzt und im schwelenden Licht der Laterne sich auf die Suche nach dem Schädel eines „Genies“ macht. Die Verwesung schlug ihn so an, daß er stark Tabak rauchen mußte, um es auszuhalten. Im Morgengrauen sieht man ihn mit 23 Schädeln in einem Sack sein Haus erreichen und fiebernd vor Erregung die stummen Gehäuse prüfen. Bei einem durch Größe und regelmäßige Gestaltung ausgezeichneten Kopf rief er aus: „Das muß Schillers Schädel sein!“ Es folgt die Begutachtung durch die „Sachverständigen“, darunter auch Goethe, die Niederlegung von Schädel und Gebeinen auf der großherzoglichen Bibliothek 1826, die Überführung derselben in die Fürstengruft zu Weimar 1827. Und nun weist der Anatom Frieriep 1913 nach, daß im Sarge neben Goethe ein falscher Schiller, nämlich der Bürgermeister Paulsen ruht; er fand Schädel und Gebeine des echten Schiller, die seit 1914 auch in der Fürstengruft niedergelegt sind. Also ein „Doppel-Schiller“: ein „offizieller“, aber unechter, in dem herrlichen Riesensarg neben Goethe, und der „wahre“, aber nicht anerkannte, hinter dem Vorhang in einem Kindersarg.

Möge diese Untersuchung dazu beitragen, wenigstens in unserm Lande „Dichtung und Wahrheit um Schillers Hingang“ ein wenig auseinanderzuhalten.

## Herbst

RAINER MARIA RILKE

Dich wundert nicht des Sturmes

Wucht, —

Du hast ihn wachsen sehn; —

Die Bäume flüchten. Ihre Flucht  
Schafft reitende Alleen.

Da weißt du, der vor dem sie fliehn

Ist der, zu dem du gehst,

Und deine Sinne singen ihn,

Wenn du am Fenster stehst.

Des Sommers Wochen standen still,

Es stieg der Bäume Blut;

Jetzt fühlst du, daß es fallen will

In den, der alles tut.

Du glaubtest schon erkannt die Kraft,

Als du die Frucht erfaßt,

Jetzt wird sie wieder rätselhaft

Und du wirst wieder Gast.

Der Sommer war so wie dein Haus,

Drin weißt du alles stehn —

Jetzt mußt du in dein Herz hinaus

Wie in die Ebene gehn.

Die große Einsamkeit beginnt,

Die Tage werden taub,

Aus deinen Sinnen nimmt der Wind

Die Welt wie welkes Laub.

Durch ihre leeren Zweige sieht

Der Himmel, den du hast;

Sei Erde jetzt und Abendlied

Und Land darauf er paßt.

Demütig sei jetzt wie ein Ding,

Zur Wirklichkeit gereift, —

Daß der, von dem die Kunde ging,

Dich fühlt, wenn er dich greift.

## Some English Mosaics from FAUST

ALFRED C. AMES, *University of Illinois*

The translation of Goethe's lyrics is a difficult task. Of them all, those in Part One of *Faust* have received the most attention. Doubtless there are many who are acquainted with the lyrical passages of *Faust* without knowing any other of Goethe's songs. It is especially to be expected and desired that *Faust's* lyrics should be well translated.

An ideal translation of a poem would carry across from one language to another all the attributes of that poem — its spirit, its thought, its sound. It is with the sound that we shall primarily concern ourselves in this article. A musical sound has the three characteristics of intensity, pitch, and quality. The analogous properties of a line of poetry may be said to be line length, movement, and rime. Intensity and line length both depend on amplitude, or fulness, of the unit. In poetry, amplitude of the line depends on the number of syllables within it. Pitch and movement depend on frequency — in poetry, frequency of the accent (once in two syllables, once in three, etc.) and its position within the syllable group. Quality and rime are alike in depending on overtones — for rime may be considered poetry's substitute for harmony. The translation which preserves these three elements of sound has succeeded in a large degree in satisfying a real and not unimportant demand. Refinements may be added, e. g., preservation of vowels and consonants, but they are not essential and are usually unattainable.

Preservation of sound may be granted to be less important in translation than retention of the original's spirit and sense. But a moment's reflection will suffice to show that the spirit of a poem is very largely dependent upon its sound, and that prose, not verse, is the best medium for the conveyance of literal substance. Many translators, from Brooks and Taylor to the present time, have acknowledged these considerations, and endeavored to preserve the sound elements of the original. But the translator's task is something of the creator's, or at least of the craftsman's. He does not and should not approach his text as a mechanist, transposing accents and syllables. He cannot admit the considerations on which we shall proceed. His approach is different. When the translation is made, the atomist mechanic may go to work.

It is obvious that translations are uneven in quality. An awkward inversion, a forced rime, an infelicitous phrase or even a single word may mar an entire stanza or, indeed, poem. It is in the belief that retention of the elements of sound, of form, is important, and that one translator may be fortunate where another has erred, that the following study is made.

What I propose here is to offer: first, a technique for the securing of a composite version, a collaboration of translators, as it were; and, second, a few examples of the result of this process. I have in some lyrics from Part One of *Faust* the best of subject matter — intrinsically valuable, of wide interest, often translated.

So far as I know, the deliberate construction of eclectic translations on

the primary basis of reproduction of verse form has not heretofore been undertaken. Professor Friedrich Bruns, in his edition of *Goethe's Poems and Aphorisms*, offered an eclectic version of "Der Gott und die Bajadere." There is no indication, however, that he based his version upon scansion and accent groups. Rather his eclectic rendering is a desperate measure, a last resort, since every single translation of the poem was inadequate. Professor Bruns defends himself against hostile criticism by appealing to the results, as we also shall do.

Exposition by demonstration may be best. The selection which we shall proceed to examine is this:

In Lebensfluten, im Tatensturm  
 Wall' ich auf und ab,  
 Webe hin und her!  
 Geburt und Grab,  
 Ein ewiges Meer,  
 Ein wechselnd Weben,  
 Ein glühend Leben:  
 So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,  
 Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

*Faust*, Part I, lines 501-509

The versions of the following translators are considered: Gower, Anster, Talbot, Filmore, Knox, Swanwick, Brooks, Taylor, Webb, Huth, Claudy, Stawell and Dickinson (jointly). This is by no means a complete list of translators of *Faust*. It is representative, however, and allows for a tolerably wide range of selection. The versions of Hedges, Miss Swanwick's editor in the Astor Edition, are also used.

Some of the renderings show no effort to translate the form of the original. These can be summarily dismissed. After this elimination, only Talbot, Knox, Swanwick, Brooks, Taylor, Webb, Hedges, Huth, and Claudy remain.

A system of metrical notation is needed. I shall use substantially that employed by George R. Stewart, Jr., in his *The Technique of English Verse* (New York, 1930).

S stands for a stressed syllable

o stands for an unstressed syllable

l stands for a lightly accented syllable or a heavy unstressed syllable

The original German, then, scans as follows:

oSo	So	oSo	S	-----	x
loS	oS			-----	a
loS	oS			-----	b
oS	oS			-----	a
oSoo	S			-----	b
oS	So			-----	c
oS	So			-----	c
oS	oSoo	So	oS	-----	d
oS	oS	oSoo	S	-----	d

The rime scheme is indicated at the side.

In the first line, Talbot, Swanwick, Hedges, Huth, all go astray on line length. All those remaining, except Brooks, begin "In the . . .". This results in an opening ooS instead of an oS. Brooks' line, "In life's

tide currents, in action's storm," scans oS oSo oSo S. The correspondence, though not perfect, is close. For the second line Talbot and Claudy give identical readings, scanning, as does Goethe's line, loS oS. Taylor's "A fluctuant wave" scans oSoo S; Swanwick's "I float and I wave," oS ooS. There are three close renderings of "Webe hin und her!" Knox offers "Hover here and there" (loS oS); Brooks, "Like the wind I sweep" (loS oS); Claudy, "Weaving to and fro" (loS oS). Brooks' is the least literal of the three, yet must be chosen. Knox does not supply the needed rime with the fifth line. Claudy's fifth line, "An eternal flow" (ooSo S), is inferior to Brooks' "A limitless deep" (oSoo S), as the German line scans oSoo S.

"Birth and the grave (S ooS) is the most popular version of the fourth, oS oS in Goethe. Hedges' "Now birth, now death" could be used were it not for rime. Brooks' "Cradle and grave" at least preserves the 2-2 division. Brooks' fifth line has already been chosen. Of the four equally exact sixth lines, Taylor's is made adjectival, and Knox's does not rime properly. Swanwick and Brooks are both acceptable. The seventh line presents difficulties. Both Swanwick and Brooks pad the text. The only possibility is Knox's "A glowing living." Acceptance of his line involves a faulty rime, but prevents watering of the text.

The final couplet has a difficult movement. Only Brooks and Claudy have any great degree of success. Brooks is a shade closer to the German rhythm than is the more literal Claudy. Sacrificing literalness to form, we pass over Claudy's more beautiful lines,

Thus work I the swift whirring loom of old Time  
And fashion the Deity's garment sublime!

for Brooks' couplet.

We have, then, this translation:

In life's tide currents, in action's storm,	-----	Brooks
Up and down I wave,	-----	Talbot, Claudy
Like the wind I sweep!	-----	Brooks
Cradle and grave —	-----	Brooks
A limitless deep —	-----	Brooks
A constant weaving,	-----	Swanwick
A glowing living:	-----	Knox
So shape I, on Destiny's thundering loom,	-----	Brooks
The Godhead's live garment, eternal in bloom.	-----	Brooks

It is largely Brooks — but Brooks with a difference. His second line, "Up and down, like a wave", destroys the active force of *webe*, as well as lengthening Goethe's line. The lines from Swanwick and Knox replace four lines in Brooks' version. The translation's scansion is added for purpose of comparison with that of the original:

oS oSo oSo S	-----	x
loS oS	-----	a
loS oS	-----	b
So oS	-----	a
oSoo S	-----	b
oSoo So	-----	c
oSoo So	-----	c
oSoo oSoo Soo S	-----	d
oSoo oSo oSo oS	-----	d

In preparing such mosaics, I have made form the primary consideration. The exigencies of rime exert a strong influence, as rime must usually be preserved if at all possible. Continuity of thought and grammar must, of course, be achieved. It is surprising, however, how well the detached lines of careful translators fit into each other. If lines equivalent in the mechanics of sound occur, then considerations of literalness, idiom, and so forth may be admitted—but not until then.

Several synthetic translations, based on the work of the translators already listed, and constructed on the principles now made clear, follow. They are the more successful examples from the group of short lyrics in Part One of *Faust*. I am confident that they will be found of interest to students of *Faust*, and I hope that they may justify themselves and the method used in constructing them.

May I point out some of the evils from which the mosaics are free? In the *Soldatenlied*: Brooks has an awkward "Joy-ward or death-ward"; Taylor has a "suing-ruin" rime, and uses polysyllabic "capitulate"; Webb says, "Rousing the ranger"; Swanwick is guilty of "doth" and "Life's in the field"; Huth and Claudy "list" to the trumpet. The composite avoids all these blemishes. In "Gretchen's Song" nearly all translators blunder, sometimes with comic effect. Taylor's "size" for "Gestalt" in the sixth stanza is deservedly notorious. Anster's "Oh! I could die!" in his last stanza rings false. Talbot rimes "thought" with "not", and speaks of "my little brain." Swanwick has trouble with the second quatrain. Brooks flounders at the end, and has in "greet, I—meet, I" a very forced rime. Webb changes the meaning for the worse. Claudy's fifth stanza, with its "I spy" and "I hie" is not good. The composite avoids these and other agonizing dissonances. All this is by the way. Formal fidelity, the primary aim, is decidedly more nearly attained than in any single translation used.

#### *Soldatenlied*

Fortress with turrets	Swanwick
For the campaigner!	Webb
Maiden disdainful,	Taylor
Scorner still vainer,	Webb
Fain would I gain her!	Webb
Bold is the venture,	Swanwick and others
Glorious the pay!	Brooks
Lads, let the trumpets	Taylor
For us be suing,—	Taylor
As to gay pleasure,	Claudy
So to undoing.	Claudy
That is a storming!	Brooks and Claudy
Life in its splendor!	Brooks
Maidens and castles	Taylor
Both must surrender.	Brooks
Bold is the venture,	Swanwick and others
Glorious the pay.	Brooks
There go the soldiers	Brooks
Marching away!	Brooks and others

I, 884-902

#### *Geister-Chor*

Woe! woe!	Talbot and others
Thou hast it destroyed,	Huth

The lovely world, -----	Talbot and Knox
With powerful fist; -----	Taylor
To ruin 'tis hurled! -----	Claudy
A Demi-god dares to assail it! -----	Webb
We trail it -----	Webb
A wreck to the regions of ruin! -----	Webb
We wail it -----	Webb
And mourn its vanished splendor. -----	Claudy (revised)
Mightier -----	Taylor, Claudy
Than all men, and grander, -----	Claudy
Brightlier -----	Taylor, Claudy
Build it, — endeavor -----	Claudy
In thine own bosom to build it again! -----	Claudy
A new life's reign -----	Claudy
Commence, -----	Taylor, Claudy
With clearer sense, -----	Taylor, Claudy
And new songs forever -----	Claudy
Sound the refrain. -----	Claudy

## Gretchen's Song

My peace is gone, -----	Anster and others
My heart is sore: -----	Gower and others
I never shall find it, -----	Talbot and others
Oh, nevermore! -----	Filmore and others
When he is not near, -----	Claudy
The grave is here, -----	Claudy
The world is all -----	Brooks and Claudy
Turned into gall. -----	Brooks and Claudy

My wretched head -----	Huth
Has lost its wits, -----	Brooks
My wretched sense -----	Brooks
Is all in bits. -----	Brooks

My peace is gone,  
My heart is sore:  
I never shall find it,  
Oh, nevermore!

To see him only -----	Taylor (revised)
At the pane I sit; -----	Taylor
To meet him only -----	Taylor (revised)
The house I quit. -----	Taylor

His lofty gait, -----	Talbot and Taylor
His noble height, -----	Brooks
His smile of sweetness, -----	Brooks
His eye of might, -----	Brooks

His words of magic, -----	Brooks
Breathing bliss, -----	Brooks
His hand to press — -----	Gower
And ah! his kiss! -----	Gower and others

My peace is gone,  
My heart is sore:  
I never shall find it,  
Oh, nevermore!

My bosom yearns -----	Knox and others
To feel him near; -----	Anster and Swanwick
Oh, could I clasp -----	Swanwick
And hold him here! -----	Anster

And kiss him too, -----	Huth
To heart's desire, -----	Taylor
And on his kisses -----	Taylor
At last expire! -----	Taylor

## Zwinger

The composite translation of the *Zwinger* scene is but partially successful. Far better than the mosaic made from the translators previously considered, and as close as it is to Goethe's form is the rendering by the late Father John Rothensteiner. It would be folly to deny that, other things being equal, a translation made by one person is superior to one mechanically constructed from pieces. The question of organic unity is involved. The following sentence is witness that Father Rothensteiner's work accorded with that stress upon form which underlies this paper:

"In translating a lyric from one language into another, not only the sense, but also the rhythmic movement, stanzaic structure and, as far as possible, the rhyme-scheme also, must be preserved. If these essentials of form are changed, the product may be a good poem, but it is not a translation of the original lyric."

His version of "Gretchen's Song" does not as nearly retain "the rhythmic movement" as does our composite. But with the *Zwinger* scene he surpassed in fidelity even the joint efforts of the others. I am indebted to the owner of the copyright and to the publishers, B. Herder Book Co., St. Louis, for permission to quote from *A German Garden of the Heart* the above excerpt and Father Rothensteiner's rendering of the *Zwinger* scene.

Oh, Maiden,  
Thou sorrow-laden,  
Bend low thy face upon my pangs!  
Pierced is thy heart

With seven-fold dart,  
As, looking where thy Loved One hangs,  
To God thou turnest  
Thine eyes and yearnest  
To Him for His and thine own pangs.

Who feeleth  
How stealeth  
The pain through every bone?  
What my saddened heart is bearing,  
How it trembles, half despairing,  
Knowest thou, and thou alone.

Help, rescue me from fell disgrace!  
Oh, Maiden,  
Thou sorrow-laden,  
Bend o'er my pangs thy pitying face!

Wherever I be going,  
Woe, woe, my woe is growing,  
And makes my bosom ache.  
And oh! my chamber keeping,  
I weep and weep, and weeping  
My heart is like to break.

The flowers at my window  
Were moist with tears I shed,  
When at the dawn this garland  
I plucked to crown thy head.

And when the brightsome morrow  
Shone high into my room,  
I sat in all my sorrow  
And stared into the gloom.

## Georg Büchners „DANTON“-GESTALT Zu Büchners hundertsten Todestage

PAUL H. BAGINSKY, Brooklyn College, Brooklyn, N. Y.

Motto: „Büchner ist 1837 gestorben. Aber er ist für uns noch immer eine neue Erscheinung. Man könnte beinahe sagen: eine unbekannte.“  
Wilhelm Hausenstein in der Einleitung zu Georg Büchners *Gesammelten Werken*, Insel-Verlag, Leipzig.

Wer „Dantons Tod“ liest, dem muß vor allem die Passivität der Hauptgestalt auffallen. Zwar hören wir, daß Danton früher ein Führer der Revolution war, aber um so mehr ist es verwunderlich, daß er trotz der Aufforderung seiner Freunde und trotz der eigenen Unzufriedenheit über die Geschehnisse des Tages zu keiner politischen Handlung zu bewegen ist. Er gefällt sich in dem Gedanken, daß die Revolution noch nicht fertig sei und daß die Machthaber ihn gleichsam im „Arsenal“ für eine spätere Zeit aufbewahrten, in der sie ihn nötig hätten.<sup>1</sup> Es bleibt zweifelhaft, ob Danton selbst daran glaubt. Seine Freunde indessen wissen genau, daß er für die öffentliche Sache verloren ist, und am deutlichsten spricht Lacroix es aus:

„Gute Nacht, Danton! Die Schenkel der Demoiselle guillotiniere dich, der mons Veneris wird dein tarpejischer Fels.“<sup>2</sup>

Danton ist von Natur aus kein Politiker, kein Robespierre. Danton ist ein Mensch des Rausches und der Sinnenfreude. Danton ist ein Künstler. So schwelgt er im Genusse jeder Art, und die Hypothese, unter der er das Leben betrachtet, lautet:

„eder handelt seiner Natur gemäß, das heißt, er tut, was ihm wohl tut. Es gibt nur Epikuräer.“<sup>3</sup>

So ist es, und so soll es auch nach Dantons Forderung sein. Der Maßstab für das Leben also ist ihm die Intensität des Genusses. Weder beim Spiel noch bei den Dirnen kommt er sich unmoralisch vor; denn er kann das Leben nicht anders als amoralisch werten.

Höchste Intensität des Genusses! Der Spießbürger kann sich diensen Wunsch nur verbunden denken mit dem Streben nach langem Leben. Er irrt. Genau das Gegenteil sogar lebt in Danton. Ihm gilt es gleichviel, ob er sein Leben in wenigen Tagen, Minuten, Sekunden verschwendet. Ein Augenblick höchsten Rausches gibt mehr Befriedigung als eine Legion träger Jahre.

„Das Leben wird ein Epigramm, das geht an; wer hat auch Atem und Geist genug für ein Epos in fünfzig oder sechzig Gesängen? 'e ist Zeit, daß man das bißchen Essenz nicht mehr aus Zubern, sondern aus Likörgläschen trinkt, so bekommt man doch das Maul voll. Endlich — ich müßte schreien, das ist mir der Mühe zu viel, das Leben ist nicht der Arbeit wert, die man sich macht, es zu erhalten.“<sup>4</sup>

Man glaubt eine Gestalt des Sturms und Drangs, ja Goethes Faust zu

<sup>1</sup>Gesammelte Werke, Seite 25.

<sup>2</sup>Gesammelte Werke, Seite 25.

<sup>3</sup>Gesammelte Werke, Seite 27 und 83.

<sup>4</sup>Gesammelte Werke, Seite 34.

hören, und doch, wie ist die Verzweiflung Dantons so ganz einmalig und originell!

Nicht an der Tatsache, daß der Augenblick höchsten und befriedigenden Genusses der faustischen Menschen versagt bleibt, leidet Danton, sondern er verzweifelt über eine Lehre, die sein Leben ihm gibt, über eine Erkenntnis, die zu seinem Wollen im Gegensatz steht und jedes Wirken paralyisiert. In immer neuen und immer gewaltigeren Bildern spricht Danton diesen einen tödlichen Gedanken aus, der ihn nie verläßt und in Wahrheit seine „fixe Idee“ ist. Im Grunde leidet er an diesem Gedanken. Ohne ihn endete er kaum auf der Guillotine, ohne ihn wäre er nicht „passiv“, ohne ihn wäre er aber auch nicht Danton. Diese Erkenntnis ist das *wesenhafte Erlebnis*, aus dem heraus das ganze Drama geboren wurde. Von ihr wollte Büchner sich befreien, indem er sie im künstlerischen Symbol gestaltete. Es gelang ihm nicht, so zerbrach er als Dreiundzwanzigjähriger.

In einem Briefe an die Braut wird der in Frage stehende Gedanke folgendermaßen ausgesprochen: „Ich studierte die Geschichte der Revolution. Ich fühlte mich wie *zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte*. . . . Der einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, *es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich*. . . . Das Muß ist eins von den Verdammungsworten, womit der Mensch getauft worden. Der Ausspruch: es muß ja Ärgernis kommen, aber wehe dem, durch den es kommt — ist schauerhaft. Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt? Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen.“<sup>5</sup>

Dieser Gedanke, daß wir Puppen sind, „von unbekannten Gewalten“ am Draht gezogen, frißt sich immer tiefer in Büchner ein und jagt ihn in Verzweiflung und Tod. Unter dem Sinnbild Danton ringt er mit der Furchtbarkeit dieser Idee, und in seiner ganzen Wucht ist dieser Wahnsinnige Kampf im Traumbild Dantons Wort geworden:

„Unter mir keuchte die Erdkugel in ihrem Schwung; ich hatte sie wie ein wildes Roß gepackt, mit riesigen Gliedern wühlt' ich in ihren Mähnen und preßt' in ihre Lippen, das Haupt abwärts gebückt, die Haare flatternd über dem Abgrund, so ward ich geschleift.“<sup>6</sup>

Was ist es, das diesen Gedanken so furchtbar macht? Es gab große Geister, die die Freiheit des persönlichen Willens gleichfalls geleugnet, und die Vorbestimmtheit des Weltenlaufs behauptet haben, ohne dadurch erschüttert zu werden. Im Gegenteil, sie festigte der Glaube, daß das Weltgeschehen nicht abhängig ist von den häufig irrenden Menschen, sondern bestimmt wird durch die göttliche Weisheit. Gerade dieser Glaube fehlt Büchner. Jene unbekannten Gewalten, die die Menschen-Puppen am Draht ziehen, sind für ihn nicht ein göttlich-sinnvolles, sondern ein *unergründbares und planloses Schicksal*. Es gibt nur blinde Willkür im Dasein.

Die Überzeugung aber, daß das schlechterdings Sinnlose, d. h. das an

<sup>5</sup>Gesammelte Werke, Seite 234. Vergleiche hierzu die fast wörtliche Wiederholung im Drama. G. W. Seite 44.

<sup>6</sup>Gesammelte Werke, Seite 44.

keine Norm Gebundene sich erfüllen muß, weil es geheimnisvolle Mächte wollen, ja, daß alle Menschen wider ihren Willen im Dienste dieser Weltkölbe stehen, vernichtet jedes Streben.

„Wozu sollen wir Menschen miteinander kämpfen; wir sollten uns nebeneinander setzen und Ruhe halten“<sup>7</sup> oder:

„Mute mir nichts Ernsthaftes zu! Ich begreife nicht, warum die Leute nicht auf der Gasse stehen bleiben und einander ins Gesicht lachen.“<sup>8</sup>

Nun erst wird klar, warum Danton sich der politischen Tätigkeit enthält und sich begnügt, Robespierre ein wenig zu „ärgern“, warum er genießt und dem Rausch sich ergibt, warum er sich gegen den drohenden Tod nicht schützt, warum er sich verschwendet und das Grab eher wünscht als fürchtet. In ihm lebt nur noch die Sehnsucht, aus dem Chaos erlöst zu werden oder er doch zu vergessen.

„Ja, wer an Vernichtung glauben könnte, dem wäre geholfen.“<sup>9</sup> Während Goethe im Rausch Erhöhung des eigenen Selbst sucht, sucht Danton-Büchner Betäubung. Danton ist kein Egmont, kein sorgloser Optimist, kein Schicksalsgläubiger.<sup>10</sup> Im Gegenteil: er ist ein Fatalist, ein über die Sinnlosigkeit des Schicksals Verzweifelter.

Allgemein gesprochen behandelt das Drama also die Tragik eines Willens, der sich als „sinnlos“ erkennt und damit vernichtet. Es ist unschwer zu sehen, daß diese Tragik auch die Büchners war. Wer sich, wie er, in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in aufrichtiger Vaterlandsliebe dafür einsetzte, seinem Volks einen sittlichen Staat zu bauen, der wurde verfolgt und eingesperrt, und launische Fürstenmacht triumphierte über jeden Anspruch des Rechts. In seiner Verbitterung, wohl erheblich genährt durch die Lektüre gleichzeitiger Philosophen (Schopenhauers „Über die Freiheit des menschlichen Willen“ erschien allerdings erst 1836, ein Jahr nach „Dantons Tod“), in einem Ärger kam er nicht nur zu der Überzeugung, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen sein und seiner Freunde Streben *tatsächlich nutzlos*, sondern darüber hinaus *grundsätzlich sinnlos* sei. Die Verzweiflung über diese Erkenntnis ist in Danton Gestalt geworden.

Es ist gegenstandslos zu fragen, ob der Büchnersche Danton dem geschichtlichen ähnelt oder gleicht; er ist ein Gleichnis Büchners, und es wäre durchaus zu denken, daß derselbe künstlerische Gehalt in einem andern Rohstoff versinnbildlicht wäre. Max Kochs Bemerkung, „daß es dem seit dem Wartburgfeste beliebten Verfolgungssystem gegen die deutsche Jugend allmählich geglückt war, Begeisterung für die französische Revolution zu wecken“<sup>11</sup> trifft meines Erachtens nicht das Wesentliche. Warum die französische Revolution für das Bekenntnis „Es gibt nur Chaos“ geeignet war, ist offenbar.

Zum Schluß sei darauf hingewiesen, daß auch die Form des Dramas,

<sup>7</sup>Gesammelte Werke, Seite 33.

<sup>8</sup>Gesammelte Werke, Seite 38.

<sup>9</sup>Gesammelte Werke, Seite 70.

<sup>10</sup>Das ist gegen die Einleitung zur Reclam-Ausgabe von „Dantons Tod“ gesagt.

<sup>11</sup>Max Koch: Geschichte der deutschen Literatur (Götschen, Leipzig 1911).

die nur Äußerlichkeiten mit der Shakespeares gemein hat, im Dienste dieses einen Bekenntnisses steht. Shakespeare benutzt raschen Szenenwechsel, um von Raum zu Raum, von Zeit zu Zeit zu eilen, immer im Bewußtsein, daß die Welt ein organisches Ganzes, ein zweckvolles Werk ist. Selbst sein „Hamlet“ schließt mit einem Fortinbras, dessen Wort und kräftige, jugendliche Erscheinung Ordnung nach den chaotischen Zuständen garantiert. Dasselbe gilt von „König Lear“ („ . . . the gor'd state sustatin“). Bei Büchner sind die einzelnen Szenen gleichsam Steinwürfe des blinden Fatums. Der Zuschauer duckt sich vor der unberechenbaren Schicksalsmacht, demselben Schauer, aus dem „Dantons Tod“ entstand und dem Danton-Büchner erlag.

---

### **Present Trends in the Secondary School Curriculum and Their Implications for the Teaching of Modern Foreign Languages**

MATTHEW H. WILLING, *University of Wisconsin*

Changes are taking place in the curriculum of the American secondary school. To the impersonal observer possessed of some degree of historical perspective, these changes seem impressive in character and unusually rapid in pace. To the not impersonal teachers who have to cope with the changes, they may not seem impressive, but because of their great variety and lack of clear relationship they are decidedly confusing. Understanding, however, may be advanced by a grouping of the data of change under heads which we may call major trends. This procedure also makes it possible to judge more easily what the significance of new developments in general may be for one's own interests in particular. Thus I would justify the following discussion of the present major trends in the secondary school curriculum and the implications thereof for the modern foreign languages in that curriculum.

#### **I**

The first major trend in our secondary curriculum today is the trend toward a more explicit social functionalism. This trend is in part a reaction against the nineteenth century concept of mental discipline in education. It is probably, however, still more a response to the practical stresses of the times and to the gradual perception of the needs of the children of the less privileged orders, who in our generation have wandered into or been pushed into the high school in such overwhelming numbers. As a trend already well under way, it received its first important professional endorsement in that statement of the "Cardinal Principles" in 1918 which reads: "In order to determine the main objectives that should guide education in a democracy, it is necessary to analyze the activities of the individual."

Since that day the trend has manifested itself chiefly in the complementary processes of cutting out deadwood and putting in livewood, the processes of excision and enrichment. Deadwood has been identified as curriculum content not clearly or positively called for by the uses of ordinary life. Livewood has been identified as content which corresponds with the

actual behavior of the average man in his daily life. Quantities of formal grammar, rhetoric, literary criticism, classical culture, mathematical gymnastics, political and military history, scientists' science, and even shop and sewing room handwork have been relegated to the educational attic as deadwood. Quantities of functional English, practical mathematics, current events, applied science, community affairs, and practical arts have been brought in as livewood. The word has got around that subjects or parts of subjects that do not appear directly in what the common garden variety of American is pleased to call life are no longer wanted in the curriculum. Positive usefulness, the more immediate the better, is now the saving grace of curriculum offerings.

There is also another plane on which this trend shows itself, though less powerfully. The school is exhorted not only to fit children more specifically for social living, but also to make social life itself more specifically fit for living. The social meliorists, the social problem solvers, the social reformers, the social idealists are in our scholastic midst. They say that the school must correct social abuses. It must take note of social ills and shortages. It must bolster up tottering and senile institutions or it must create new institutions. It must teach democracy. It must usher in the new era of social planning. It must make civilization win in the race with destruction. The sociological exhorters shout and even the secondary school gets wind of what they are saying and begins cautiously to sniff the rarefied atmosphere of utopianism. Apparently the school is no longer to live for itself and its more intimate friends; it is to live for the world at large and its multitudinous friends. It is preparing to teach character, citizenship, cooperativeness, the critical appraisal of institutions, social service, and the advantages of eliminating the profit motive. It doesn't know exactly whether it can get away with much of this or how it is to make the attempt. But the notion of a pedagogically renovated society, once it gets into the mind, is hard to suppress.

Still another aspect of this trend toward social functionalism needs to be mentioned. It is not only that the curriculum is becoming more explicitly social in reference, it is also becoming more comprehensively social in scope. It is not only that the explicit use values of English, algebra, history, or science shall be given prominence, but also that the full inventory of everyday activities shall find facsimiles in the school curriculum. The criterion of curriculum completeness has shifted from academic encyclopedism to social inclusiveness. The round of life needs is succeeding the round of the studies as the standard of curricular integrity. One evidence of this aspect of the trend is the anxious desire expressed by the subject specialists that their respective subjects be no longer thought of as intrinsic values or even as limited in their social reference to one or two areas of living. Even the sponsors of Latin insist that their subject bears directly on citizenship, vocation, character, homemaking, and the beauty of holiness. Indeed the failure of so much New Deal legislation before the Supreme Court is probably due to the deplorable lack of Congressional Latinity. New courses

of study in every high-school field start out with solemn assurances that the contents will bring out the vote, stabilize the currency, moralize the movies, increase wages, enrich the blood, and drive cockroaches from the kitchen. When we begin teaching in the school all the activities of life outside the school, the old subjects certainly have to gird their loins to accommodate themselves to the load. But after all, when citizenship, home-making, vocation, health, character, and recreation all must be minutely provided for, there isn't much time left for the Punic Wars, the ablative absolute, cube root, Comus, the amoeba, and the weak or even the strong verbs. Nor is there much time left to so prepare boys and girls for college that the professors will not need to change their books, their lectures, and their quizzes. The traditional coherences and orientations of subjects are being rudely shattered in the high school. Some subjects in trying to face so many ways at once are beginning to look just a bit silly.

New subjects, of course, are coming in to meet the new demands; practical subjects, socially busy subjects, leisure subjects, health subjects, character subjects, and nondescript, amental subjects of various other sorts. The carefree old extra-curricular activities are being harnessed and put to work, on school time. Guidance, which got its nose into the tent under the pretext of looking for someone to fill a job, is now occupying a comfortable spot near the pole and claims that it is more curricular than all the other inmates. The tent is full and no one any longer enjoys privacy or special privileges. The frontier thinkers in education are already saying, "Throw out the whole gang and fill up again with a few choice social categories or units of purposeful, creative activity."

Now what does all this mean to the modern languages? For one thing, it means that they, like other subjects, must prove their social validity under the present conditions of American life. Of course they have already sensed the trend and have made some adaptations to it. The recommendations of the Modern Foreign Language Study showed unexpected sensitivity to the real situation. They call for the throwing out of a good deal of deadwood. They suggest the introduction of much livewood. They emphasize the need for expanding the social reference of these subjects. They insist on the teaching of things that can be used, and they point out what these things are. There is a practical shrewdness and a social consciousness about these recommendations that, if not reflections of the trend I have been discussing, are certainly in agreement with it.

If these recommendations are carried out, the teaching of French, and German, and Spanish and other languages in our high schools will, without question, be vastly more efficient and the results vastly more useful than in the past. But proportional enrollments may not increase; they may decline. Selection of students is proposed in the Study, and if even the emphasized reading objective is to be realized, the selection will have to be pretty severe. I am inclined to agree with the Study in its advice about the selection of students. Still there are other possibilities which might not appear so bad

for business. Instead of saying that it should be the aim of a two-year course in French, for example, to develop a reading knowledge of the language together with incidental command of French geography, politics, and manners, and thus exclude four-fifths of the high-school pupils; it might be said that the aim of high-school French should be a broad, serviceable knowledge of French life, culture, and outlook, with incidental acquisitions of the language, and thus include four-fifths of the high school pupils. I think respectable arguments could be advanced for such a course. It would provide a better basis for internationalism than the other. It would probably induce just as many to go on with the more intensive study of the language. It would fall in with some of the other trends yet to be cited. It would permit as much connection with English as the other. If, in fact, this idea were extended to the often urged but rarely operated courses in general language at the junior high-school level, it might greatly enhance the prestige and increase the number of foreign language teachers in the secondary school.

Still another possibility, at least for the larger high schools, would be to offer courses of both types. Let the capable students of language take the more intensively linguistic course. Let the others take the more intensively informational and attitude building course. Such a differentiation may already be in use somewhere for all I know.

One thing I do believe foreign languages owe to their self respect. That is the avoidance of extravagant, artificial, sentimental, or metaphysical claims of value for the courses given. There may be something of what we used to call mental discipline in the study of a foreign language, but we have precious little evidence upon which to base the claim. There may be wonderful understandings of and beautiful attitudes toward foreign peoples developed by two years of vocabulary, verbs, primer exercises, conversational phrases, idioms and simple readings, but of this there is no evidence at all. Decide what you want to teach for, whether it be reading, conversation, composition, philology, literary criticism; or geography, history, customs, current events, internationalism, and then make direct attacks and measure advances. Limit the objectives to what seem best or most politic and avoid excessive advertisement. However you choose, consider the relation of your choice to what is decidedly a major trend in modern secondary education—the trend toward a more explicit, a more idealistic, and a more comprehensive social functionalism.

I have given considerable time to this one trend because it is the most important of all, the most deeply supported by American conditions and American thinking, and the most likely to go on unchecked. It is the trend that teachers of modern languages need most to watch.

## II

The second trend of the high school curriculum today is toward greater individualization. Socialization versus individualization suggests an ancient and never-ending duel in education. You never think of one party without

thinking of the other. They are inseparable, though usually fighting. They change their looks from time to time but not their principles. Individualization in the curriculum today appears as accommodation to different learning rates, as modification of content to suit different interests and understandings, and, occasionally, as individual creativism or self expression. I don't think I need to elaborate or illustrate in this case. If you have had a course in Education, or have read a pedagogical article, or have attended a teachers' convention in the last twenty years you will have heard of individual differences. If you haven't you surely have caught sight of the creatures in the classroom.

What is to be done in the foreign languages about individual differences. Or isn't anything to be done, except to get rid of them by the careful hand-picking of students? The problem is about the same for the foreign languages as it is for English, or mathematics or for any other subject. Teachers of English are trying to solve it by diversifying courses, by organizing different unit levels, by developing individualized drill materials, by extending the range or variety of reading, by distinguishing between minimum essentials and gold starred optionals, and, of course, by the entirely uncopyrighted method of passing everybody. Doubtless teachers of foreign languages are trying the same dodges, but with more limited materials.

However much you exercise selection in the admission of pupils you will still be faced by some individual differences, and as a rule curricular changes must be made to meet them. Courses in the foreign languages need to offer alternatives as much as those in English or social studies.

As to differences other than those of language ability, that is, differences in temperament, differences in ambition, differences in character, differences in background, the foreign language teachers have the same responsibility for diagnosis, guidance, and remedial treatment as do other teachers. That, however, is not my subject now.

### III

The third curriculum trend is that toward integration. Curriculum discussions at present fairly bristle, or better perhaps, loudly resound with this word. Our common school curriculum, we are told these days, just has to be integrated or we must prepare for the worst. The integration movement was pretty lively in the nineties. It slumped for awhile in the early part of this century, but for some years it has been picking up speed again. Its simplest manifestation now is larger units of study than daily lessons. Units of study, according to those who can identify them, are not at all daily lesson assignments. They are wholes, the mastery of which produces essential and significant adjustments to life. That's all there is to it. If administered properly they are guaranteed to diminish if not entirely cure a pupil's disposition to keep his little learnings separated from one another. In some way or other they make him see life whole. As they are usually constructed, the chief advantages of units of study lie mostly with the

teachers. Many of them in their own preparation for teaching have never apprehended anything more at a time than the day's work. It is good for them to be asked now to discover the self-contained units of their subjects and to organize them for classroom consumption. That was not exactly the original idea, however, for in that it was the pupils primarily who were to be served. It is probably sound pedagogy to induce pupils to bite off at a time as much as they can chew, but it isn't necessarily sound pedagogy for someone other than the pupil to gauge the bite.

Integration also may mean the organization of a course around its major objectives, or certain large principles, or certain functions. Again it may mean organizing a now divided subject field into one long, sequential, closely articulated, definitely cumulative course, to be topped off with a rousing old comprehensive examination. Integration may mean simple or complicated correlation of different subjects, such as art and botany, mathematics and science, or cooking and husbandry. It may mean the development of what is inelegantly called a core curriculum, usually made up of social studies and English, with other subjects subordinated to it or tied into it whenever possible. It may mean the more or less complete fusion of subjects such as geography and history. It may mean projects or activity units cutting across subject lines or drawing upon subject matter without regard to its source or traditional relationships. That is, integration of the curriculum may go so far today as the abandonment of all subjects and the substitution of a new scheme of departmentalizing pupil's experiences or of making their experiences continuously coherent. I probably am not altogether coherent myself at this point, so I shall go no deeper. All of these integration schemes have as their professed aim the integration of the pupil, the unification of his knowledge or his personality, the development of what the old Herbartians used to call his apperceptive mass. The principle of curricular integration is hard to refute, and I certainly have no desire to try. The applications, however, certainly vary in merit, and I presume they are as disturbing to foreign language teachers as to others. How can one "unitize" a foreign language course in its early stages? One can, of course, organize units of foreign culture, but can they be organized for the language learning itself in any way different from the old daily lesson scheme? The bites of a foreign language which a high school pupil can chew are not very large. The process with him is pretty much one of a nibble at a time. His grasp of large units is a gradually acquired ability. It develops from a synthesis of daily lessons over a period of time. It lies mainly in the realm of what we call method to insure this synthesis, this seeing of the larger language wholes. And yet I suppose it does require some curriculum planning.

As to articulation, sequence, and cumulativeness, the language courses have usually not neglected these qualities. Still, improvements even in these matters are going on and no doubt further ones are possible. The use of comprehensive or proficiency tests certainly promotes these things. There is some conflict here with the first trend. Under the stress of social func-

tionalism there is a tendency today to so organize courses that immediate values may be realized even though larger, deferred values may never be reached. Foreign languages may find it expedient to make some concession to this demand, even though it means foregoing the ultimate joys hoped for at the end of the long road.

As to correlation, fusion, or combination with other subjects, the foreign languages, outside of certain hook-ups with English and one another, have not been called upon to do much. The so-called general language courses are representatives of this kind of integration within the broad field of language. For the most part, each foreign language appears to be attending pretty much to its own affairs. With the trend toward integration so strong as it is, however, I do not see how any subject can remain unaffected for long, unless it is content to exist as a more or less decorative fringe on the curriculum to be toyed with by queer pupils who want to become queerer. I think it is dangerous to the welfare of any subject for it to become incidental to the main fabric of the secondary curriculum. If integration is now the curricular bandwagon, the foreign languages had better get on the running board at least and try to toot something enough in accord to be an evidence of good faith.

In this connection, I should like to call attention to a recent publication of the National Council of Teachers of English, called *The Correlated Curriculum*. It is a good fat report on the general aspects and principles of integration and on specific types in which English has been here and there involved. It has suggestion, I think, for teachers of foreign languages.

#### IV

A fourth trend is that toward greater emphasis on the higher mental processes. This trend is partly a swinging back from a traditional over-emphasis upon memorizing, mere fact or information getting, and mechanical skills. It seeks the cultivation of reasoning, analysis, inference, abstraction, generalization, application and the like. It appears at times to be a challenge directed at what many regard as a premature denial of the transfer of training and mental discipline. It is closely linked in the minds of educationists with the educational philosophy of John Dewey and the educational psychology of Charles Hubbard Judd. In the secondary curriculum it reveals itself in social science courses organized around concepts, principles, and generalizations. It shows itself in natural science courses in which the scientific method of thinking is played up. It is shown in many high school courses where pupils are encouraged to discover truths for themselves, to classify and interpret data, to solve problems by their own methods, to make applications, to formulate principles. It is seen in the marked shift from rule following and model imitation in mathematics to processes of self directed thinking. The effort of certain leaders in secondary mathematics to make central in instruction the development of the concept of function is another case in point. In English it is seen in the abandonment of rigid rules and traditional authorities concerning grammar and usage for

the exercise of personal judgment based on wider and wider experience with language realities. It is the mode at present to profess that your main object in teaching is to train pupils to think.

Are teachers of foreign languages concerned with this trend? With respect to the elementary masteries involved in learning a new language, I should say no. With respect to the cultivation of understanding and appreciation of foreign peoples, I should say yes. The trouble with much of my own early training in foreign languages was that it was allowed to become a problem solving procedure, and it has remained so. Studying a foreign language meant to me working on puzzles, developing schemes for rapid reference to vocabularies, generalizing on insufficient data, and resolving misplaced foreign parts of speech into Anglican sequence and harmony. As I understand, teachers of foreign languages today minimize grammatical and translation approaches to the masteries they seek. They do not believe learning a foreign language is training in logic, or scientific method, or invention, or budgeting. Except, then, for that portion of their courses in which they may be trying to develop critical understanding of a foreign race and those portions of advanced courses in which interpretation and criticism of literature are attempted, foreign language teachers are still mostly concerned with memorization and the fixing of language habits. I see no reason for making the job more problematic than it is bound to be anyway.

## V

The last trend I have to present is that toward activism. The term activism has, I believe, philosophical connotations, but these I am ignoring. I am using the word merely to cover that aspect of modern instruction in which emphasis is laid on pupil activity in learning. Activism is the outcome of the widespread conviction that we learn by doing rather than by what is done to us. In secondary education the trend toward activism is really an upward reaching of tendencies long in development and now rather pronounced in practice in the elementary school. In elementary schools, particularly those of the experimental and *progressive* type, this trend displays itself in two major phases: (1) in activities employed to facilitate desired subject learnings, and (2) in activities regarded as intrinsically educative in themselves. It is almost exclusively the first phase of activism that we find in the secondary school at present and no great evidence even of that. Wherever teachers attempt to promote the learning of assigned subject matter by tying it up with overt action or with interesting projects or by otherwise giving it the appearance of a genuine and vital activity itself, we have this phase of activism illustrated. It does not call for any marked change in educational objectives or in the basic content of a course. It merely recognizes the advantage of motivating study through enterprises involving a good deal more observable activity than is traditional in the schoolroom. The project or activity is here not thought of as of any particular value in itself, but only as an instrument of motivation.

The second phase of activism, that in which the activity is thought of

as valuable in itself, would be hard to find well illustrated in high schools at present, except possibly in practical arts courses and in the extra-curricular activities. In this kind of activism, the project or unit of work, however it may be named, is the central educative value and the subject learnings that may grow out of it are just so many desirable by-products. The theory is that a well conceived, well organized project develops abilities and traits that are of primary importance in personality growth and social adjustment. Out of such projects, it is claimed, come initiative, creativeness, goal-setting, planning, cooperative techniques, persistence, critical abilities, and that progressive reconstruction of experience which is the central fact of all sound education. It is further argued in support of such activism that the incidental learnings of socially good information, of good mental processes, of good habits and skills are more real, more ready for use and more persisting than those directly acquired under more conventional schooling.

In a somewhat gradual and subtle way, moreover, the trend toward activism is serving to correct the notion that secondary school subjects are accumulations of relatively static and stored up facts, principles, formulas, and definitions. Those who are committed to subjects, first, last, and always, are at considerable pains these days to point out that a school subject, properly conceived, is not inert, is not a lifeless deposit, is not so much matter set before the pupil to be perfunctorily assimilated, but it is in reality dynamic both in origin and present condition. A subject, they say, is vital racial activity of tested worth so organized as to be economically transmitted, as it were, into the everyday activities of the contemporary thinker, worker, citizen, and man. A school subject, they say, is after all nothing but a model, an approved activity or complex of activities, the mastery of which adds direction, force, and general effectiveness to otherwise waste motion.

The foreign languages are or should be highly susceptible to this trend. They are presumably of the nature of genuine and overt activities themselves. How often this presumption has been gainsaid by classroom practices, I dare not contemplate. The effort, however, to make modern foreign languages active, to involve them in realistic projects, to fit them into the formula of learning by doing should not cause much strain. Whenever a pupil has a reason, germane to himself, for engaging in a scholastic enterprise, the essential demand of educational activism is satisfied. Whenever a pupil speaks because he wants to say something, whenever he reads because he wants to find out something, whenever he writes because he has thoughts to express or likes the trick of composition, he is an active learner. Surely it should not be hard to produce these phenomena in the French, the German, or the Spanish class. There are certainly ways of "projectizing" the high school foreign language courses, and you doubtless know what they are much better than I. It would be well, however, if teachers studied their projects more keenly before and during execution to see what their possible intrinsic values are and how these may be assured. There is much to be said for the soundness of the project curriculum as a developer of

those fine personal and social traits which our more philosophical and sociological educationists talk so much about. But just as we have come to know that no subject in and of itself disciplines the mind, so we must admit that no project in and of itself develops personality. The realization of the values of either depends mainly on the way it is engineered.

Well, that is the end of my story. To sum it up: The secondary school curriculum is changing. It is growing more socially explicit and comprehensive in content; it is undergoing differentiations to fit varied human natures; it is seeking integrations which will produce integrations; it is becoming less memoriter and more reflective; and it is incorporating itself in realistic, overt pupil action. The modern foreign languages cannot help being changed themselves by all these trends. They might do worse than to actively promote some of them.

### **Survey of German Taught in Wisconsin 1936-1937**

PALMER HILTY, *University of Wisconsin*

An accurate yearly record of foreign languages taught in American schools should furnish valuable source material for students specifically interested in the fortunes of foreign languages in the United States, for education departments in our schools and for those in general who are interested in the cultural history of our country. With this in mind the *Monatshefte* are inaugurating the practice of making a survey each year of the German taught in Wisconsin and hope to induce similar undertakings in other states.

Our procedure was to send out questionnaires to all schools of secondary rank and above that teach German in Wisconsin. And from responses to these letters have been compiled the following tables on items such as the number of students enrolled in German courses in secondary schools and colleges, when German was introduced, other languages offered besides German, the preparation and training of teachers, texts and supplementary material employed.

To make this work more wieldy the schools were arranged in divisions: secondary public and private, and colleges public and private. Secondary schools in addition were on the basis of school enrollment divided into century groups up to five hundred and into roughly five and ten century groups thereafter.

Beginning with the high schools we find that in the first century group 7 out of 149 high schools offer German, in the second group 16 out of 150 offer German, in the third group 7 out of 45, in the fourth group 7 out of 18, in the fifth group 5 out of 13, in the sixth group 12 out of 33, in the seventh group 13 out of 16 and in the eighth group 11 out of 20 high schools offer German. Similar data for private secondary schools were not available.

A glance at the appropriate column in Table III shows the distribution of percentages among high schools offering German in respect to the total number of high schools in the various groups. The percentage increase in the higher brackets in respect to the lower brackets is really to be expected. The steep percentage jump from group six to group seven is striking as is also the drop from group seven to eight.

Out of the Wisconsin high schools in group one, having an enrollment of 40 to 100 students, 7 high schools offer two years of German. None of these offer any other foreign language.

In group two 16 schools offer two years of German. Of these schools 5 offer Latin and one French.

In group three 5 schools offer two years of German, one offers one year and another offers three years. Of these seven 6 offer Latin and one offers French.

In group four 7 schools offer German and 5 of these offer Latin.

In group five are 5 schools offering a two-year German course. All five likewise offer Latin and two French.

In group six we find 12 schools with German in their curricula; 10 offering a two-year, one a three-year and one a four-year course. These 12 schools also teach Latin, 4 of them French, one Spanish and 2 Polish.

In group seven 13 schools offer respectively: 6 a two-year, 3 a three-year and 4 a four-year course of German. All 13 of them also teach Latin and French; 3 of them have Spanish and 2 Polish.

In group eight we find 3 schools offering a two-year, 3 a three-year and 5 a four-year course in German. Of these 11 schools, 10 offer Latin, 10 French, 8 Spanish, 3 Polish and 2 Italian.

Among private secondary schools there obtain the following data pertinent to our survey.

In group one 5 schools offer German, 3 of them a two-year and 2 of them a three-year course. All five of these also offer Latin, one French, one Spanish and 2 Polish.

In group two there are 2 schools offering a two-year and one a four-year course in German. These three also offer French, and two of them Latin and Spanish.

In group three are 3 schools, two teaching a two-year and one a three-year course of German. These schools also offer: one French, three Latin and one Greek.

In group four 3 schools offer two years of German. All of them offer French and Latin, one Spanish, two Polish and one Greek.

In group five one school offers German, also French, Latin, Spanish and Greek.

In group six one school offers German and also French, Latin and Polish.

The reader may draw his own conclusions from these data. Interesting nevertheless is the fact that in public secondary schools offering German this language tends to predominate in the lower-bracket schools but to be only 'primus inter pares', so to speak, among the upper-bracket schools. This table, however, is no warrant for the generalization that German is the language preferred in the smaller high schools of Wisconsin. Only a complete survey of all foreign languages taught in these schools could reveal the facts in this comparative respect. Interesting also is the fact that in the Wisconsin high schools offering German the two-year course predominates in the fifty-four high schools of less than one thousand enrollment while the three-year and four-year courses prevail in the twenty-four high schools of more than one thousand enrollment. The relation of French and Latin to German and to each other in high schools offering German is incidentally also interesting. Of 78 Wisconsin public high schools offering German, 56 also offer Latin, 31 French, 12 Spanish, 7 Polish, 2 Italian.

In contrast to public, private secondary schools have a variety of foreign languages in the lower brackets, as well as in the higher.

Table I also indicates when German was introduced into the various schools. A glance at the chart reveals that the introduction (or reintroduction) of German is more recent in the smaller secondary schools than in the larger, a tendency slightly more noticeable in the public than private

schools. The 1916-1920 lacuna sticks out like a sore thumb as it is and would no doubt be like a bloody amputated arm if our data showed the number of schools that dropped German during this period. We might add that the one school indicated in this column introduced German in September, 1920.

TABLE I

Enrollment in Secondary Schools	Languages Offered							Number of Years of Ger- man Offered				German Introduced							
	German	French	Latin	Spanish	Polish	Italian	Greek	One	Two	Three	Four	1916	1917	1918	1919	1920	1921-25	1916-20	Before 1916
Public																			
45-100	7							7				1	1	1	1	2			1
101-200	16	1	5					16				2	1	2	2	2	1	3	3
201-300	7	1	6					1	5	1		1	1		1				4
301-400	7		5					7				1	1			2	2		1
401-500	5	2	5					5				1				1	1		2
501-1000	12	4	12	1	2			10	1	1		1	1		1	3	1		4
1001-2000	13	13	13	3	2			6	3	4					2	4	2		5
2001-3000	11	10	10	8	3	2		3	3	5						2	3	1	5
Total	78	31	56	12	7	2													

Private		TABLE II																		
28-100		5	1	5	1	2			3	2		1				1		1		2
101-200		3	3	2	2				2		1				1			1		1
201-300		3	1	3			1		2	1										3
301-400		3	3	3	1	2	1		3											3
401-500		1	1	1	1		1		1											1
1001-2000		1	1	1		1				1							1			
Total		16	10	15	5	5	3													

The German enrollment indicated in numbers and percentages in the different school groups is of course integral to any study of this kind. Among the public secondary schools the distributions are as follows:

Group one has 19 boys, 49 girls in the first year and 23 boys, 36 girls in the second year. The boys constitute 8.5% and the girls 17.2% of the gross enrollment.

Group two has 100 boys, 154 girls in the first year and 43 boys and 70 girls in the second year. The boys comprise 5.6% and the girls 8.8% of the gross enrollment.

Group three has 46 boys, 85 girls in the first year and 25 boys, 59 girls in the second year and 3 girls in the third year. The 71 boys and 147 girls make up 3.9% and 7.9% respectively of the total school enrollment.

Group four has 67 boys, 92 girls in the first year and 32 boys, 54 girls in the second year. The 99 boys are 4.2% and the 146 girls 6.2% of the gross enrollment.

Group five has 87 boys, 86 girls in the first year and 50 boys, 57 girls in the second year. The 137 boys and 143 girls constitute respectively 6.0% and 6.4% of the gross enrollment.

Group six has 188 boys and the same number of girls in the first year, 93 boys and 118 girls in the second year, 12 boys and 12 girls in the third year and 7 boys and 3 girls in the fourth year. The 300 boys and 321 girls comprise 3.6% and 3.8% respectively of the gross enrollment.

The seventh group has 362 boys and 410 girls in the first year, 249

boys and 292 girls in the second year, 40 boys and 60 girls in the third year and 11 boys and 2 girls in the fourth year. Of the total 1426 taking German the boys make 3.63% and the girls 4.17% of the gross enrollment.

The eighth group has 475 boys and 616 girls in the first year, 358 boys and 484 girls in the second year, 57 boys and 70 girls in the third year and 3 boys and 7 girls in the fourth year. The 893 boys and 1177 girls constitute 3.57% and 4.74% of the gross enrollment.

Among the private secondary schools the following distributions obtain:

Group one has 19 boys and 36 girls in the first year, 15 boys and 18 girls in the second year and 6 boys and 3 girls in the third year. The 40 boys and 57 girls make up 14.6% and 20.7% respectively or 35.3% of the gross enrollment.

Group two has 13 boys and 9 girls in the first year, 11 boys and 10 girls in the second year, 5 boys and 4 girls in the third year and 6 boys in the fourth year. Here the boys account for 9.4% and the girls for 6.1% respectively of the gross enrollment.

Group three has 58 boys and 28 girls in the first year, 37 boys and 25 girls in the second year, 4 boys and 4 girls in the third year. Of the gross enrollment 20.6% is enrolled in German, 13.1% are boys and 7.5% girls.

Group four has 50 boys and 66 girls in the first year and 47 boys and 11 girls in the second year. The boys and girls make up 9.2% and 7.3% respectively of the gross enrollment.

Group five has 24 boys in the first year and 6 boys in the second year, making a total of 6.3% of the gross enrollment.

Group six has 68 boys and 76 girls in the first year, 52 boys and 54 girls in the second year, 11 boys and 13 girls in the third year and 4 boys and 4 girls in the fourth year. The boys make up 12.8% and the girls 14.0% of the gross enrollment.

The tabulations show that in the German classes of the public secondary schools there are in the first year 1344 boys, 1680 girls, total 3024; in the second year 873 boys, 1170 girls, total 2043; in the third year 109 boys, 145 girls, total 254; in the fourth year 21 boys, 12 girls, total 33.

In private schools the first year has 232 boys, 215 girls, total 447; the second year has 168 boys, 118 girls, total 286; the third year 26 boys, 24 girls, total 50; the fourth year 10 boys, 4 girls, total 14.

In public and private schools combined there are in the first year 1576 boys, 1895 girls, total 3471; in the second year 1041 boys, 1288 girls, total 2329; the third year 135 boys, 169 girls total 304; the fourth year 31 boys, 16 girls, total 47.

Taking just the totals of the previous paragraphs and combining years three and four we get a more compact picture of the German enrollment. In public secondary schools there are 3024 taking German in the first year, 2043 in the second year and 287 in the third and fourth years; in the private secondary schools 447 in the first year, 286 in the second year and 64 in the third and fourth years; in both public and private secondary schools 3471 in the first year, 2329 in the second year and 351 in the third and fourth years.

The following are the number of boys and girls enrolled in German: in the public secondary schools of Wisconsin 2347 boys, 3007 girls, making a total of 5354; in the private schools 436 boys, 361 girls, making a total of 797; in public and private schools combined there are 2783 boys, 3368 girls, in all 6151.

The total gross enrollments of schools in Wisconsin offering German are: in public schools 60940, in private schools 3976, public and private combined 64916.

TABLE III

SECONDARY			PUPILS ENROLLED IN GERMAN										PERCENTAGES							
PUBLIC		Enrollment Groups	No. of High Schools in Wisconsin	No. of High Schools Offering German	Percentage of High Schools Offering German	TOTALS						Gross Enrollment	Boys	Girls	Boys and Girls					
Group No.						1st year	2nd year		3rd year		4th year					Boys	Girls	Boys and Girls		
1	45-100	---	149	7	4.8	19	49	23	36	---	---	42	85	127	493	8.5	17.2	25.7		
2	101-200	---	150	16	10.6	100	154	43	70	---	---	143	224	367	2541	5.6	8.8	14.4		
3	201-300	---	45	7	15.5	46	85	25	59	---	3	71	147	218	1845	3.9	7.9	11.8		
4	301-400	---	18	7	38.8	67	92	32	54	---	---	99	146	245	2341	4.2	6.2	10.4		
5	401-500	---	13	5	38.4	87	86	50	57	---	---	137	143	280	2250	6.0	6.4	12.4		
6	501-1000	---	33	12	36.3	188	188	93	118	12	12	7	3	300	321	621	8365	3.6	3.8	7.4
7	1001-2000	---	16	13	81.3	362	410	249	292	40	60	11	2	662	764	1426	18276	3.63	4.17	7.8
8	2001-3000	---	20	11	55.0	475	616	358	484	57	70	3	7	893	1177	2070	24829	3.57	4.74	8.3
Totals		---	444	78	---	1344	1680	873	1170	109	145	21	12	2347	3007	5354	60940	---	---	---
PRIVATE																				
1	28-100	---	---	5	---	19	36	15	18	6	3	---	---	40	57	97	273	14.6	20.7	35.3
2	101-200	---	---	3	---	13	9	11	10	5	4	6	---	35	23	58	373	9.4	6.1	15.5
3	201-300	---	---	3	---	58	28	37	25	4	4	---	---	99	57	156	754	13.1	7.5	20.6
4	301-400	---	---	3	---	50	66	47	11	---	---	---	---	97	77	174	1049	9.2	7.3	16.5
5	401-500	---	---	1	---	24	---	6	---	---	---	---	---	30	---	30	475	6.3	---	6.3
6	1001-2000	---	---	1	---	68	76	52	54	11	13	4	4	135	147	282	1050	12.8	14.0	26.8
Totals		---	---	16	---	232	215	168	118	26	24	10	4	436	361	797	3976	---	---	---

TABLE IV — TOTAL GERMAN ENROLLMENTS

	1st YEAR			2nd YEAR			3rd YEAR			4th YEAR		
	Boys	Girls	Total	Boys	Girls	Total	Boys	Girls	Total	Boys	Girls	Total
Public -----	1344	1680	3024	873	1170	2043	109	145	254	21	12	33
Private -----	232	215	447	168	118	286	26	24	50	10	4	14
Both -----	1576	1895	3471	1041	1288	2329	135	169	304	31	16	47

	1st Year	2nd Year	3rd, 4th Years
Public -----	3024	2043	287
Private -----	447	286	64
Both -----	3471	2329	351

  

	Boys	Girls	Total
Public -----	2347	3007	5354
Private -----	436	361	797
Both -----	2783	3368	6151

Total Gross Enrollment		
Public	Private	Public and Private
60,940	3,976	64,916

  

Gross Enrollment of all High Schools
143,732 (1935-36)
Total No. Public Secondary Schools
Offering German — 78
Total No. Public Secondary Schools
444 (1936-37)

From these data it appears that of the total number of students taking German in public schools 56.46% are in the first year, 38.17% in the second year, 5.37% in the third and fourth years; of the private school enrollment 56.10% are in the first year, 35.87% in the second year, 8.03% in the third and fourth years; of the German enrollment in public and private schools combined 56.44% are in the first year, 37.86% in the second, and 5.70% in the third and fourth years.

Of the gross enrollment in public secondary schools offering German 8.78% of the students take German, 3.85% being boys and 4.93% girls; in private schools, offering German, 20.04% take German, 10.96% being boys and 9.08% being girls; in these public and private schools combined 9.47% are enrolled in German courses, 4.28% being boys and 5.19% girls.

Concerning the relative number of girls and boys enrolled in German we find the following: of those taking German in public schools 43.83% are boys and 56.17% girls; of those taking German in private schools 54.70% are boys, 45.30% girls; in public and private schools combined the ratio is 45.245% boys and 54.755% girls.

Another approach shows that in public schools the German classes in the first year are composed of 44.44% boys and 55.56% girls; in the second year 42.73% boys and 57.27% girls; in the third year 42.91% boys and 57.09% girls; in the fourth year 63.635% boys and 36.365% girls. In private schools the German classes in the first year are composed of 51.91% boys and 48.09% girls; in the second year 58.74% boys and 41.26% girls; in the third year 52.00% boys and 48.00% girls; in the fourth year 71.43% boys and 28.57% girls; while in both public and private schools the German classes in the first year are composed of 45.41% boys and 54.59% girls; in the second year 44.69% boys and 55.31% girls; in the third year 44.41% boys and 55.59% girls; in the fourth year 65.96% boys and 34.04% girls.

In this connection another item or two may be interesting. The total number of public high schools in Wisconsin is 444 (443 in 1935-36) having in 1935-36 a gross enrollment of 143,732 of which 69,555 were boys and 74,177 girls. Of the total number of high schools 78 or 17.56% offer German, and the 5354 students taking German in these 78 schools constitute 3.72% of the gross enrollment of all high schools. This is not quite exact,

but the enrollment increase of 1936-37, when made available, will not greatly alter our mathematical picture.

The University High School Relations Bureau has a record of the private secondary schools on the approved list but not of those that have not been approved. Nevertheless a rough estimate by the High School Relations Bureau indicates that certainly over 25% of the private secondary schools offer German.

TABLE V — PERCENTAGE DISTRIBUTIONS  
Class Distributions of German Enrollment

	1st Year	2nd Year	3rd, 4th Years
Public	56.46%	38.17%	5.37%
Private	56.10%	35.87%	8.03%
Both	56.44%	37.86%	5.70%

German Percentages in Respect to Gross Enrollments

	Boys	Girls	Boys and Girls
Public	3.85%	4.93%	8.78%
Private	10.96%	9.08%	20.04%
Both	4.28%	5.19%	9.47%

Boy-Girl Percentages of the German Enrollment

	Boys	Girls
Public	43.83%	56.17%
Private	54.70%	45.30%
Both	45.245%	54.755%

Percentages of Boys and Girls in the Various Years

	1st YEAR		2nd YEAR		3rd YEAR		4th YEAR	
	Boys	Girls	Boys	Girls	Boys	Girls	Boys	Girls
Public	44.44	55.56	42.73	57.27	42.91	57.09	63.635	36.365
Private	51.91	48.09	58.74	41.26	52.00	48.00	71.43	28.57
Both	45.41	54.59	44.69	55.31	44.41	55.59	65.96	34.04

The data submitted largely speak for themselves. Nevertheless it is of interest to observe that among students taking German in private secondary schools the boys outnumber the girls straight through and that in public secondary schools the girls outnumber the boys taken as a whole and outnumber them in every year except the fourth, in which however the German enrollment is almost negligibly small compared to that in the lower years. Indeed the boys have a marked edge on the girls in the fourth year of both the private and public schools. When reckoning the public and private schools together we learn that in the German enrollment the girls outnumber the boys by roughly ten per cent. Furthermore among the secondary schools offering German we find that of the gross enrollment only about 9% of the students take German in public schools in contrast to slightly over 20% taking German in private schools. The percentage of students taking German in the public secondary schools also decreases from the lower to the higher brackets; this tendency is certainly less obvious among the private schools.

The higher percentage of students taking German in smaller high schools is less likely due to a larger interest in foreign languages among the students than to the nature of the school facilities. In the smaller high schools the

pupils are more limited in their range of selection than in larger plants and hence go in for what is available. It is perhaps also doubtful that the home background of the pupils accounts for this tapering off in the enrollment percentage, since the German element must be as great in some of the larger school communities as in the smaller school communities.

Relative to the boys outnumbering the girls in the private secondary schools it may be desirable to point out that in seven coeducational private secondary schools the German enrollment is 285 boys and 259 girls, in four private boy schools the German enrollment is 151 and in five private girl schools it is 102. This indicates that the reason boys outnumber girls in private schools is not wholly due to the numerical superiority of the German enrollment of private boy schools over that of private girl schools, but that in the German enrollment the boys outnumber the girls even in private coeducational secondary schools.

We have seen that a larger percentage of private secondary schools offer German, that the private schools have a larger German enrollment percentage than public schools do and that on the whole they offer a greater variety of other foreign languages. These facts may suggest that private schools are a bit more conservative, a bit more reluctant to follow the rather strong utilitarian trend of our latter-day curriculum experts, than our public schools are. While no statistics are available, it may be that a German element instrumental in founding these private schools is partly responsible for the survival of a German tradition. But how would that account for the greater variety of other foreign languages in private schools? Again since private schools were in the main founded and are still materially supported by churches partly with a view to training men for ecclesiastical functions, which from one point of view may be looked on as more cultural than utilitarian, it may be argued that this church connection accounts for the boys outnumbering girls in the private school German and other foreign language enrollment. It may also be that in the gross enrollment of the private schools the percentage of boys substantially exceeds that of the girls.

Incidentally my failure to include the boy-girl items in the gross enrollment on the questionnaires is a fault that I hope my successor will mend along with other shortcomings.

Nevertheless, of the 143,732, the gross enrollment of all Wisconsin high schools for 1935-36, the boys make up 48.4% and the girls 51.6%. Assuming that ratio as fairly representative for the 1936-37 enrollment of the high schools offering German, we may deduce that, since 43.83% of the high school German enrollment is boys and 56.17% girls, a greater percentage of the total girl enrollment in high schools takes German than of the total boy enrollment. This may be a straw in the wind (and it may not) as to the attitude of pupils and their social environment in respect to the practical or cultural value of German. Since the bread-winning motive clings perhaps less to the girls than to the boys in schools, the taking of German by a larger percentage of the total girl enrollment may indicate that German is looked on as a cultural adornment rather than a practical accomplishment. But this taking of German by a larger percentage of girls may mean nothing more than this: that within the range of selection accorded them in high schools adolescent girls take to German more than boys do, perhaps because they handle a foreign language more easily than boys or because of who knows what. It may also reflect parental attitude.

Table VI shows other subjects taught by German teachers. In high schools English, Latin, history, mathematics and French are most frequently taught by German teachers. In some cases, no doubt, German is the additional subject taught in conjunction with English or Latin or whatever it

may be. In private schools mathematics is the ranking additional subject for German teachers. This table suggests that the prospective German teacher would do well to supplement her training in college with English, Latin, history, mathematics or some combination of them.

TABLE VI—OTHER SUBJECTS TAUGHT BY GERMAN TEACHERS  
Public Secondary Schools

Group	Accounting	Band	Biology	Bookkeeping	Citizenship	Civics	Coaching	Commerce	Economics	English	Forensics	French	Geography	General Science	History	Junior Business	Latin	Library	Mathematics	Music	Physics	Physical Education	Secretarial Training	Shorthand	Social Science	Spanish	Stenography	Typewriting
1		1			2	1				2			2	1	2	1		1	1	2								
2		1	1		2		1		1	7	1	1	2	1	3	1	3		4	2	1	1			2			
3									1	4							4		1									
4				1						3						1	4	1										
5												2					3					1						
6										4		1		1	3		3		2									
7										4		3		1	1		1		1									
8										1		1		2	1		2		1							1		
Total		2	1	1	4	1	1		2	25	1	8	4	6	10	3	20	2	10	4	1	2			2	1		

Private Secondary Schools

1																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																						
---	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Table VII presents the college majors and minors of Wisconsin German teachers in secondary schools. It is but fair to warn the reader that, save for an occasional exception, only one teacher from each school was sampled, and since some schools have several German teachers, the picture is a bit incomplete but sufficiently representative for our purpose.

Immediately striking is the fact that among the 75 high school German teachers 43 are German majors and 32 German minors. Furthermore we find 12 Latin majors, 11 English majors and 8 history majors teaching German. And next to German French, English, Latin, history and education were the favorite college minors of those who have become our high school German teachers.

In the private schools we find the German minors exceeding German majors. Alongside the 7 German majors are 4 history and 2 English majors, while German, English and mathematics were the popular college minors among those who have become German teachers in private schools.

At first blush it appears regrettable to find so many teaching German who have not even a college major in that language. On the other hand, when a teacher has to teach biology, American history, stenography and bookkeeping and gym, we can hardly expect her to come full-fledged from the heights of Teutonia, for she will also be expected to have more than a

Fuegian acquaintance with her other subjects. Small wonder that our subject suffers in some cases in schools.

TABLE VII — MAJORS AND MINORS OF TEACHERS OF GERMAN  
Public Secondary Schools

Group	German	Biology	Botany	Chemistry	Commerce	Economics	Education	English	French	General Science	Geography	Greek	History	Latin	Mathematics	Music	Philosophy	Physics	Physical Education	Psychology	Social Science	Spanish	Speech
Major 1.	3													1	1						3		
Minor	3	1						3	1				1										1
Major 2.	3	1					1	2					3	3	2	1					1		
Minor	7	1						3	2		1	1	1	2	1			1		2			
Major 3.	1	1						2					1	1									1
Minor	5								2					1									
Major 4.	4				1			1							2								
Minor	3						1	1	2			1		2									
Major 5.	3							1						1					1				
Minor	1							1	2	1			1	1									
Major 6.	4							2					3	3	2								
Minor	8			1			2	3	3				3	1									
Major 7.	10							4	2				1	1				1					
Minor	4					1		2	2	1			4	3					1			3	
Major 8.	15																						
Minor	1						5	4	4	1			3	4	1						1	1	
Total Major	43	2			1		1	11	3				8	12	4	2		1	1		4		1
Total Minor	32	2		1		1	8	17	18	3	1	2	13	14	2			1	1	2	1	4	1

Private Secondary Schools

Major	1.	2				1				2		1										
Minor		2										1	1		1							
Major	2.	1				1																
Minor		1				1				1												
Major	3.	1	1				1								1							
Minor		2				1						1										
Major	4.	1		1						1							1					
Minor		3			1							1										
Major	5.	1																				
Minor		1					1															
Major	6.	1								1												1
Minor		1					2															
Total Major		7	1	1			1	2			4		1	1	1							1
Total Minor		10			1		1	4			1		3	1		1						

There are some eighteen or twenty different elementary German textbooks used in Wisconsin high schools. Schmidt-Glocke *Das erste Jahr Deutsch* is used in more high schools than any other German beginners book. Bacon *New German Grammar* comes next, Jackson *New Approach to German* is third, Gohdes and Dodge *Leitfaden der deutschen Sprache* fourth with the Hagboldt *Readers* a close fifth.

*First Year Beginner's Texts used in Wisconsin High Schools*

Bacon: *New German Grammar* (14), Bach: *Introductions to German* (1), Betz and Price: *First German Book* (8), Burkhardt: *Lernen-Lesen*

Sprechen Sie Deutsch (9), Chiles and Wiehr: First Book in German (6), Gohdes and Dodge: Leitfaden der Deutschen Sprache (11), Hagboldt: Morgan and Purin; Heath-Chicago Graded German Readers (10), Jackson: New Approach to German (12). Lensner: Neuer Praktischer Lehrgang (1), Manfred: Ein Praktischer Anfang (1), Pope: German for Beginners (1), Prokosch and Morgan: Introduction to German (1), Schrag and Alexis: First Course in German (1), Seligman: Altes und Neues (3), Schmidt-Glocke: Das Erste Jahr Deutsch (16), Schinnerer: Beginning German (5) Wooley: Graded German Readings (1), Zieglschmid: Creative German (1).

*Most favored reading material for the first year:*

Blütgen: Das Peterle von Nürnberg. Foster and Wooley: Geschichten und Märchen. Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Heath: Chicago German Graded Readers. Henings: Klein Heini. Grueber: Märchen und Erzählungen. Kästner: Emil und die Detektive. Zschokke: Der zerbrochene Krug.

*Favored reading material for the second year:*

Campe: Robinson der Jüngere. Hauff: Zwerg Nase. Hartley: Hüben und Drüben. Heath: German Graded Readers. Heyse: L'Arrabbiata. Hillern: Höher als die Kirche. Leander: Träumereien. Lieder: Popular German Stories. Rosegger: Lex von Gutenhag. Röseler: Altes und Neues. Sapper: Im Thüringer Walde. Soule: German Readers. Storm: Immensee. Straube: Märchen und Sagen. Wildenbruch: Das edle Blut. Wooley: Graded German Readings. Zeydel: Elementary German Readers.

*Favored reading material for the third year:*

Dodge and Viereck: Etwas Neues. Durian: Kai aus der Kiste. Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts. Goethe: Hermann und Dorothea. Gronow: Geschichten und Sagen. Heath: Graded German Series. Kestner: Das fliegende Klassenzimmer. Keller: Kleider machen Leute. Mankewitz: Deutscher Alltag. Oxford Reading Series. Purin and Rose: Deutsche Kulturkunde. Riehl: Spielmannskind. Schiller: Das Lied von der Glocke. Wilhelm Tell. Storm: Pole Poppenspäler. Sudermann: Frau Sorge. Thiess: Abschied vom Paradies. Wells: Drei kleine Lustspiele.

*Favored reading material for the fourth year:*

Bonsel: Die Biene Maja. Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts. Goethe: Hermann und Dorothea. History of German Literature. Jordan: Deutschkunde. Keller: Kleider machen Leute. Lessing: Nathan der Weise. Hohnrath: Hannelore erlebt die Großstadt. Schiller: Jungfrau von Orleans. Sudermann: Frau Sorge.

*Supplementary Reading:*

Dahn: Felicitas. Fulda: Der Talisman. Freytag: Die Journalisten. Hauptmann: Versunkene Glocke. Lessing: Minna von Barnhelm. Scheffel: Der Trompeter von Sekkingen. Sudermann: Frau Sorge. History of German Literature. Deutsches Liederbuch. (Thrift Press, Ithaca, N. Y.)

Some critics of the American scene would point to that multiplicity of texts and reflect that this multiplicity represents incense burned to the great god production who presides over American academic promotion. On the other hand, these texts also indicate a healthy skepticism on part of teachers in respect to conditions as they are and represent vigorous attempts to improve. Striking also is that some of these texts in use—especially the readers—are not of the most recent vintage.

Relating to outside reading we may say that apparently not much of it is done in the first year if we are to judge by the outside readers listed in our questionnaires. In the second year outside reading picks up a bit.

But it is not until the third and fourth years that outside reading lists really get under way. The variety is so great and the distribution on the whole so level that it is hardly possible to say that any single books are preferred outside reading. What is outside reading in one school may be a text in another school. Certain areas of concentration appear when larger cities prescribe Schiller's *Tell* or Eichendorff's *Taugenichts*, but in the main it appears to be about a toss-up whether you read *Germelshausen* or *Emil und die Detektive* or what in the first year. And this is all the more true for the upper years.

This variety in texts and outside reading may heighten the difficulty of interpreting and evaluating the results of tests given to schools spread over a state. On the other hand this decentralization appears to offer teachers a desirable individual range of selection.

Lack of space forbids us to present data collected from colleges teaching German. The appended list of colleges and universities with their gross and their German enrollment will therefore have to suffice. Of the Extension Schools only the Milwaukee one is included.

TABLE VIII

Private		
Name of College	Total Enrollment	German Class Enrollment
Carroll	558	135
Gale	45	6
Lawrence	630	114
Marquette	---	---
Milton	147	16
Milwaukee-Downer	343	55
Mission House	137	96
Mount Mary	230	40
Northland	178	24
Ripon	336	70
St. Francis	114	86
State		
La Crosse (State Teachers)	600	44
Milwaukee (State Teachers)	1217	127
Platteville (State Teachers)	476	29
Rivers Falls (State Teachers)	525	120
Superior (State Teachers)	750	80
University of Wisconsin	10071	1688
University Correspondence School	9571	328
Milwaukee Extension	10896	240

The way of the questionnaire unfortunately is fallible. Yet we trust the material collected and submitted has a reliably representative quality.

The following is a list of high schools offering German as taken from the Wisconsin High School Directory:

*Wisconsin High Schools Offering German in 1936-1937*

Appleton (Senior), Haase, Sophia; Athens, Winnick, Odice; Baraboo (Senior), Guse, Alma; Beloit (Senior), Haase, Faith; Blair, Smith, Violet; Bloomer, Stockhausen, Virginia; Brandon, Hargrave, Victoria; Brodhead, Co, Mildred; Campbellsport, Haight, Carol; Casco, Ventur, Alfred; Cederburg, Barron, Mae; Childton, Guelig, Loretta; Clintonville, Rohm, Walter; Cuba City, Bremer, Guerdon; Cudahy, Vogel, Edward; Eau Claire, Gerner, Ruth; Edgerton, Wagner, Dorothea; Elkhart Lake, Krohn, Alvin; Elkhorn, Kueller,

Ella; Evansville, Schultz, Irene; Fond du Lac (Senior), Beunewitz, Hedwig; Fond du Lac (Roosevelt), Epstein, Hazel; Fort Atkinson (Senior), Graper, Laura; Fountain City, Volbrecht, Aug.; Gillett, Nell, Lloyd; Gratiot, Hemphill, A. S.; Green Bay (East), Stutz, Tekla; Green Bay (West), Malone, Emma; Green Bay (Washington), Murnen, Katherine; Hartford, Kaste, Lillian; Hudson, King, Melitta; Johnson Creek, Schneider, Edith; Juneau, Hoffman, George; Kenosha (Senior), Blank, Juliana and Schultz, Laura; Kewaunee, Lound, Esther; Kiel, Sauer, Orlando; Kohler, Mathwig, Ruth; La Crosse (Central), Taras, Theodora; Lake Mills, Geweke, Lenore; Livingston, Biddick, Nell; Lamira, Becker, Harold; Madison (Central), Hein, Regina; Madison (East), Gebhardt, Anna; Madison (West, Senior), Volkmann, Hilda; Madison (West, Junior), Karaw, Cornelia; Madison (West, Junior), Podruch, Anne; Madison (Wisconsin), Burr, Frances; Manitowoc, Stevenson, John; Marian, Shlimovits, Harold; Markesan, Luck, Lois; Marshfield (Senior), Eichholz, Erich; Mayville, Martens, Louise; Medford, Bonvincin, Elda; Mellen, De Gracie, Harold; Menomonie, Bates, Hattie; Menomonie, Lemke, Ruth; Middleton, Meyer, Florence; Milwaukee (Bay Field), Freund, Florence; Milwaukee (Bay Field), Kirchgeorg, Mrs. C.; Milwaukee (Bay Field), Melchior, Elsie; Milwaukee (Bay Field), Shutes, Mrs. Ruth; Milwaukee (Boy's Tech Hi), Schriener, Fred; Milwaukee (Custer), Read, Grace; Milwaukee (Juneau), Zinn, Flora; Milwaukee (Lincoln), Keeley, Marg. and Notz, Natalie; Milwaukee (North Division), Bahr, Marie; Milwaukee (North Division), Roetzmann, Hilda; Milwaukee (North Division), Zahl, Else, Milwaukee (Riverside), Keller, Marie; Milwaukee (Riverside), Kleist, Emmy; Milwaukee (Riverside), Steiner, Gertrude; Milwaukee (South Division), Charley, Theo.; Milwaukee (South Division), Hamann, Fred A.; Milwaukee (Washington), Gaenssle, Carl; Milwaukee (Washington), Groth, Waldemar; Milwaukee (Washington), Senti, Bertha; Milwaukee (Washington), Smith, Fred; Milwaukee (Washington), Ida, G.; Milwaukee (West Division), v. Briesen, Elisabeth; Milwaukee (West Division), Schroeder, Ella; Monroe (Senior), Driebusch, Anna; Monticello, Richards, T. R.; Mosinee, Peterson, Marvin; Neenah, Thurow, Cordula; Nekoosa, Rochlus, Lucille; New Glarus, Anderson, Laina; Oakfield, Morton, W. Markham; Oconomowoc, Bussewitz, Roshara; Oconto Falls, Toske, David; Oshkosh, Wiesender, Emma; Park Falls, Bennewitz, Gerta; Plainfield, Jones, Geo. E.; Plymouth, Werneke, Marg.; Portage, Batz, Zita; Port Edwards, Rader, Marita; Port Washington, Little, Dorothy; Port Wing, Scott, E. W.; Prairie du Sac, Weier, Leona; Racine (Washington Park, Senior), Lamb, Alta; Racine (Washington Park, Senior), Wiechers, Alma; Racine (Wm. Horlick, Senior), Knatz, Ruth; Rice Lake, Marinelli, Walter; Ridgeway, Meyer, Oscar; Ripon, Nickels, Louise; St. Croix Falls, Sorenson, N.; Sauk City, Ganzlin, Karl; Seymour, Holz, Dorothea; Shawano, Meiselwitz, Helen; Sheboygan, Dahlman, Clara; Shorewood, Koch, Emil; South Milwaukee, Hilgendorf, Marie; Sparta, Helmke, Alvina; Spooner, Manske, Eloise; Stevens Point, Kraus, Jos.; Stevens Point, Willeke, G.; Stratford, Wittmayer, Magdaline; Somers, Berlin, Milton; Superior (Central), Robinson, Eliz.; Suring, Polzni, Harvey; Tomah, Crain, Dorothea; Watertown (Senior), Boelte, Leda; Waukesha, Maugold, Ilsa; Waukesha, Wiese, Eleanor; Waupaca, Zippel, Anita; Waupun, Lyne, Dorothy; Wausau (Senior), Zellhoefer, Marilla; Wausau (Junior), Jones, Mrs. Marg.; West Allis, Meyer, Lydia; West Bend, Dierker, Alice; West Bend, Podruch, Ceil; Westboro, Steinwey, Hilda; Westley, Gerner, Dorothy; West Milwaukee, Kramer, A.; Whitefish Bay, Steidte, Ruth; Wisconsin Rapids, Hemfe, Walter; Wonewoc, Goehring, Lydia; Woodville, Denef, Louise.

## BERICHTE UND MITTEILUNGEN

## Middlebury College ehrt Professor A. R. Hohlfeld

Die Schlußfeier der Deutschen Sommerschule von Middlebury College zu Bristol war in diesem Jahre ein besonderes Ereignis. Auf dem blumentumgebenen Rasen der Bristol Inn, deren Annex den gesellschaftlichen Mittelpunkt der Schule darstellt, waren in Hufeisenform zehn lange Tische gedeckt, beschattet von hohen Bäumen, aber mit der Aussicht auf den freundlichen Tafelberg, das alljährliche Ziel unseres ersten Ausfluges. Gegen sechs Uhr versammelten sich die Gäste, unsere Studenten und ihre Angehörigen, soweit sie gekommen waren, die Fakultät, Freunde von auswärts, die den Ehrendoktor, Professor A. R. Hohlfeld, beglückwünschen wollten. Die Tischkarte, ein Bild aus der Manessischen Handschrift auf Silbergrund, wies jedem seinen Platz an; und als um sechs Uhr fünfzehn das alte Studentenlied *Gaudeamus igitur* das Festmahl eröffnete, schritten die fünf Ehrengäste, der Doktor und die vier Magister, von den Mitgliedern der Fakultät geleitet zu ihren Plätzen am Ehrentisch.

In der kurzen Ansprache betonte der Direktor die Bedeutung des Tages: er ist zugleich die Feier des fünfundzwanzigsten Geburtstages der deutschen Sommerschule. Drei Gäste geben ihr eine besondere Weihe: Dr. Lilian L. Stroebe, Dr. Marian P. Whitney und Dr. Alexander Rudolf Hohlfeld.

Fräulein Stroebe ist die eigentliche Begründerin der Sprachsommerschulidee. Sie eröffnet bereits im Jahre 1912 in Lakeville, Connecticut, die erste deutsche Sommerschule und wird dann 1915 Leiterin der durch den Weltkrieg wieder unterbundenen deutschen Sommerschule zu Middlebury. Diesen Ort hat Fräulein Whitney auf einer Reise durch Vermont als für den Zweck besonders geeignet entdeckt, denn auch sie hat sich mit der fruchtbaren Idee schon lange beschäftigt. Ohne „Whitney-Stroebe“ gäbe es keine Sommerschule, keine deutschen Studenten, keine deutsche Fakultät, keinen Ehrendoktor. Ihnen gebührt an diesem Tage ein Dank aus vollem Herzen.

Der Ehrendoktor aber, erster Gastprofessor im siebenten Jahre der neuen Sommerschule, verknüpft das Studium des Deutschen im Westen und Osten. Nach einer fast fünfzigjährigen Tätigkeit in diesem Lande, als Senior der Germanistik in Amerika, bringt er seine berühmten Faustvorlesungen nach dem kleinen Bristol.

Andere Nationen, glücklicher in ihren politischen Schicksalen als die Deutschen, haben schon lange die Gewohnheit, Vertreter ihrer Kulturen in fremden Ländern durch ein Zeichen ihrer Dankbarkeit zu ehren. Möge es nicht anmaßend erscheinen, wenn ein kleines College wie Middlebury versucht, diesen Dank für Deutschland und Amerika auszusprechen. Die vereinigten Sommerschulen Middleburys mit 700 bis 800 Studenten (Englisch, Deutsch, Französisch, Italienisch und Spanisch) haben immerhin die Bedeutung einer großen Graduate School und der Doktorgrad einer solchen Anstalt erscheint besonders angemessen für einen Mann wie Hohlfeld, der als Anglist seine Laufbahn begann, dann zum Französischen überging und schließlich als Germanist seinen außergewöhnlichen Ruf als Lehrer und Gelehrter unter uns und draußen erlangte.

Frühere Schüler und Kollegen im Osten und Westen, Süden und Norden der Vereinigten Staaten haben ihre Freude und Teilnahme an diesem Ereignisse durch Briefe und Telegramme bekundet; ihre Namen sowie die ihrer Colleges oder Universitäten und einige besonders charakteristische Ausdrücke der Verehrung und des Dankes für Dr. Hohlfeld wurden nun verlesen, ehe die ganze Schule, in einer Kraftwageneskadron nach Middle-

bury eilte, um dort dem offiziellen Akt der Verleihung der Diplome beizuwohnen. Der spanische Dichter und Gelehrte Pedro Salinas von der Universität Madrid und Professor George Askoli von der Sorbonne standen neben Professor Hohlfeld als Empfänger des ersten Ehren-Doktorgrades der Sommerschulen.

Das rückkehrende Ehrenauto mit Doktor und Magistern wurde am Village Green von den heimgeeilten Studenten mit Lampions empfangen. Zum Klang von Waldhorn, Flöte und Geige und mit dem Gesang: „Wenns die Magister durch die Stadt marschieren, Öffnens die Brist'ler die Fenster und die Türen“ bewegte sich der Zug wieder dem Garten des Gasthauses zu, wo im Kreise der bunten Laternen Magister und Doktor unter halb feierlichen, halb launigen Zeremonien in den Brunnenorden aufgenommen wurden durch Verleihung einer Urkunde und des silbernen, beziehungsweise goldenen Brunnens. Dieser Brunnen, Symbol der deutschen Sommerschule, deutet nicht nur auf den Quell des Wissens, des Lernens, der lebendigen Sprache, der lebenden Dichtung, sondern soll Quickborn sein einer kleinen Gemeinschaft, die auch über die flüchtigen sechs Wochen hinaus in Leben und Wirken seiner Kraft eingedenk bleibt. Wer wäre ein würdigerer Brunnenmeister als Alexander Rudolf Hohlfeld, dessen „Goethezeit“ und „Faust“, dessen „Bergpredigt“ auf Mount Mansfield in uns nachhallen.

Das alte „Gaudeamus igitur“ mit dem „Vivat academia“ und „pereat diabolus, quivis anti-Bristolus“ tönte hinaus in die Stille der Sommernacht, und unter den ewigen Sternen stieg aus dem Vermonter Dörfchen das Weihelied der deutschen Sommerschule:

Flamme empor, Flamme empor!  
Steige mit loderndem Scheine  
Aus unsrer kleinen Gemeinde  
Glühend empor, glühend empor!

Siehe wir stehn, siehe wir stehn  
Fest wenn die Zeiten auch wanken,  
Dienend dem höchsten Gedanken:  
Aufwärts zu sehn, aufwärts zu sehn.

Mit uns der Geist, mit uns der Geist!  
Ob unsre Wege sich trennen,  
Stets soll die Flamme uns brennen:  
Mit uns der Geist, mit uns der Geist!

### Adolf Bartels

#### zum 75. Geburtstag

Um die Jahrhundertwende wagte man ein erstes Mal, die Kulturleistungen des eben abgelaufenen 19. Jahrhunderts zu sichten, zu ordnen, kritisch zu überschauen. Da hatten es die liberalen Literaten sehr eilig, auch das literarische Bild dieses 19. Jahrhunderts so vorwegzunehmen und festzulegen, wie es ihrer Tendenz und ihrer Eigenart entsprach. So kamen die seltsamen Verzerrungen zustande, die von den Schriften etwa des Berliner Literaturhistorikers Richard Moritz Meyer ausgingen und in ihrer Nachwirkung erst heute allmählich getilgt werden können. Schon damals freilich war diesen Vorführungen des deutschen Geistes ein richtiger Gegenspieler erstanden. Aus dem Hebbel-Gau war er gekommen und hatte von vornherein den ganzen Trotz und die unerschütterliche Beharrungskraft dieser Nordmark mitgebracht.

Als Adolf Bartels 1901/02 zum erstenmal seine „Geschichte der deutschen Literatur“ veröffentlichte, da galt sie für den liberalen Vordergründi-

gen als Verirrung eines verrannten Sondergängers, den man belächeln sollte oder den man am besten totschweige. Einem kleineren Kreis derer aber, die von Lagarde oder die in Österreich drüben von Schönerer gelernt hatten, war schon damals die große Zukunftsbedeutung von Bartels literarischem Geschichtsbild aufgegangen. Hier war ja erstmalig gewagt, die völkischen Aufbaukräfte als Wertkriterium in die Mitte zu rücken. Hier war aber auch erstmalig gewagt, Fremdkräfte als Fremdkräfte anzusehen. Nicht das „Junge Deutschland“ galt da mehr als der große Anreger, sondern seinen liberalen Abwegen gegenüber stieg hier zum erstenmal das großartige Bild des bodentreuen und volkhafte „Poetischen Realismus“ empor. Adolf Bartels was es, der damals schon und als Erster seiner Nation die großen Realisten des 19. Jahrhunderts: Alexis und Gotthelf, Stifter und Storm, Hebbel und Ludwig, Freytag und Reuter, Keller und Raabe in ihrer ganzen völkischen Bewährungskraft und Menschengestaltung als die wahren Träger deutschen Geistes in dieser umkämpften Epoche vorstellte. Aber auch in die Auseinandersetzungen der damals jüngsten Dichtung, in den Streit um Naturalismus und Neuromantik griff Bartels mutig ein und sonderte vom völkischen Standort her die Spreu vom Weizen. Wer heute diese Kennzeichnungen des „Eklektizismus“ und der „Dekadenz“ liest, glaubt, die Stellungnahme unserer nationalsozialistischen Wertordnung vor sich zu haben. So sehr hatte Bartels damals schon unsere neuen Wertmaßstäbe und weltanschaulichen Grundlagen vorweggenommen. Seine Literaturgeschichte hat dann, von Auflage zu Auflage erweitert, vielen Deutschen zur besseren Einsicht verholfen. An der vorbereitenden Seelengewinnung für die kommende nationalsozialistische Revolution hat Bartels mit diesem Werk allein schon großen Anteil.

Sein Kampf umspannte freilich, im Positiven und in der Abwehr, noch viel größere Räume. Wundert es uns, daß der, der die Quellkräfte des Volkhaften in die Mitte seiner literarischen Wertungen rückte, auch 1900 schon eine grundlegende Monographie über den „Bauer in der deutschen Vergangenheit“ schrieb? Immer wieder, in seinen Zeitschriften „Deutsches Schrifttum“ und „Die deutsche Not“ (letztere im Weltkrieg) und in seinen Aufsätzen geht es Bartels um die Grundfrage „Rasse und Volkstum“, die er damals als Grundwerte allen Anfechtungen der Gegenseite zum Trotz Schritt um Schritt durchsetzen mußte. Ob er für seinen Landsmann Hebbel eintrat, oder ob er als Erster die Größe Gotthelfs verkündete, ob er Weimar der deutschen Jugend durch die Gründung des Schillerbundes und seiner Nationalfestspiele als völkisches Heiligtum erschloß, oder ob er den Gesamtbereich der „Weltliteratur“ vom machtvollen Weltgebäude Goethes aus erhellte — immer ist es der wichtige Einsatz der mächtigen Aufbaukräfte, der Bartels bewegt.

Wir alle, die früher oder später von Adolf Bartels lernen durften, und denen er die Wege wies, auch wenn wir sie nicht gleich in der vollen Tragweite begriffen, wir alle grüßen ihn heute voll Ehrfurcht und Dankbarkeit. Als wir blutjungen Studenten einige Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges Bartels nach Wien holten, um ihn dort über Heine und über Hebbel sprechen zu lassen, da haben wir Bartels gefeiert. Heute dagegen dankt mit uns dem Altmeister der deutschen Literaturwissenschaft, aber auch dem aufrechten Kämpfer um deutsche Artbewahrung und nicht zuletzt dem Dichter der „Dithmarschen“ die ganze Nation.

—Prof. Dr. Heinz Kindermann.

**Professor Ernst Voss †**

Professor Ernst Voss died July 22, 1937, almost 77 years of age. He was born in Bützow, Mecklenburg, Germany, October 13, 1860. After attending the Realgymnasium of his native town he studied at the Universities of Rostock and Marburg. In 1889 he came to America and began his teaching career in the high school at Saginaw, Michigan. From 1891 to 1896 he was instructor in German in the University of Michigan where he continued his studies under Calvin Thomas. He completed his work for the doctorate under Eduard Sievers in Leipzig in 1895, and joined our faculty as Assistant Professor of German in 1896. Three years later he was raised to the rank of Associate Professor, and in 1901 he was made Professor of German Philology, which position he filled until 1931, when he became emeritus. He did yeoman service as a teacher and scholar; he inspired students with an enduring love for the study of German and rendered invaluable service in building up our Library. Being highly esteemed by a large and influential group of German-Americans in Milwaukee he was able to raise by subscription the sum of \$3221 for a Library for a Seminary in German. Among the books then ordered are the complete works of Luther and of Goethe in the famous Weimar editions. Similarly years later he was one of the prime movers in the raising of funds for the Carl Schurz professorship. Professor Voss was a careful bibliographer and built up an excellent library in the field of older German literature and linguistics. Scholars who have worked here gratefully acknowledge their indebtedness to this careful and painstaking labor. Professor Voss's graduate students will recall his habit of always referring them to the outstanding work on any particular phase and the added comment: "For a first introduction, however, you will find the short essay by so and so most useful." Professor Voss did not content himself with gathering his students about him in his seminary; he also instituted a Lesekränzchen, a discussion group that met at regular intervals in his study. Here his warm enthusiasm was at its best. His special fields of study were Middle High German and the Sixteenth Century. His scholarly publications center about this latter field, and for a number of years he was chairman of the 16th century group of the German Section of the Modern Language Association. Many of his students will, as the chairman of this committee, remember Professor Voss's seminary on *Parzival*. The home that he established with Mrs. Voss was one of the centers of the social life of the department and of the University at large: he was a charming and genial host.

Professor Voss is survived by his widow, Mrs. Anne Hedrick Voss, whom he married October 14, 1904, and one brother, Karl J. Voss of Erkner near Berlin. The Faculty loses in his passing a loyal and devoted colleague. As he had made this city his home, his interests centered in the University, to which as a symbol of his devotion he bequeathed his library of over two thousand volumes.

University of Wisconsin.

—F. Bruns  
W. S. Marshall  
Alfred Senn

---

A study of German taught in the state of Ohio by Professor F. Kramer, Ohio State University, will appear in the December number.

---

for Kulturkunde courses . . .

## DEUTSCHE KULTURGESCHICHTE

by Emil L. Jordan

The first cultural reader to depict the rise of German civilization *as a whole*. It presents the complete historic background of German life and thought from earliest times to today showing the growth and inter-relationships of the creative arts, literature, music, sciences and even daily life from period to period. Strikingly illustrated with ten pictorial maps and the work of great German artists.

Where can it be used?

This is a college text for advanced fourth semester and third year classes. Columbia University is using it in a fifth semester course. Other fall adoptions include the University of Wisconsin, Northwestern, Brown, Washington University, Michigan, Oregon, among many.

205 pages, maps, illus., \$1.50

**F. S. CROFTS & CO. --- New York**

---

### PURIN'S

#### A STANDARD GERMAN VOCABULARY

2932 WORDS — 2000 DERIVATIVES — 1500 IDIOMS

Made in accordance with most recent frequency counts

. . . For mastery and retention of a basic vocabulary

. . . Important words illustrated in sentences and explained by means of translations, synonyms, antonyms, and cognates. \$1.00

#### THE GRADED GERMAN READERS

By Peter Hagboldt and others. Varied, intellectually appealing reading materials. Vocabulary-building scientifically controlled. Books I-V, 20c each. Books VI-XII, 28c each. Books XIII-XV in preparation.

#### IN THE HEATH-CHICAGO GERMAN SERIES

---

Send for your new 1937 copy of "What to Read in French, German, Spanish"

---

#### D. C. HEATH AND COMPANY

Boston New York Chicago Atlanta San Francisco Dallas London

---